

64. Jahrgang Nr. 45

Leipzig, 4. August 1928

# Daheim



Sommer ♦ Schattenzeichnung von Jos. Mauder

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauenzienstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.



Elida Cremes für Tag und Nacht,  
 Wer beide braucht, es richtig macht.  
 Nacht Creme bringt der Haut die Reinheit,  
 Jede Stunde Creme die Frische.

# Schwimmen - der wahre Frauensport

Kaum eine andere Leibesübung ist so geschaffen, den Frauen vollendete Schönheit zu geben, wie das Schwimmen. Gute Schwimmerinnen haben immer eine schöne Gestalt und – wenn sie vorsichtig sind – eine wundervolle Haut.

Nicht jede Frau ist so glücklich, einen Teint und eine Haut zu besitzen, die sich von selbst der Sonne und dem Wasser anpaßt. Die meisten müssen vorsichtig sein, um Schädigungen vorzubeugen. Das ideale Mittel ist die Vereinigung der beiden Elida-Cremes, deren ständige Anwendung der Haut eine Zartheit und Frische gibt, die das Ideal der modernen Körperfunktion sind.



Vor dem Bade und am Abend vor dem Schlafengehen Gesicht, Arme und alle unbedekten Teile des Körpers sorgfältig mit Elida Nachtcreme einreiben. Sie gibt der Haut das entzogene Fett wieder.

Elida Jede Stunde Creme nach dem Bade und zu jeder Stunde des Tages, wenn grelle Sonne oder scharfer Wind Ihren Teint bedrohen können. Benutzen Sie besonders diese Creme am Abend vor der Gesellschaft.

Die beiden Elida-Cremes helfen den Frauen Freiluftsport und mondäne Geselligkeit als kultivierte Damen zu pflegen.

# ELIDA



# CREMES

Zwei Tuben, vereinigt in der neuen Zwillingsspackung, Mark 1.20

# Daheim



64. Jahrgang. Nr. 45

4. August 1928

## Zweihunderttausend Sänger marschierten durch Wien.

Das 10. Deutsche Sängerbundesfest in Franz Schuberts Stadt gestaltete sich zu einer gewaltigen Kundgebung für die Einheit des deutschen Volkstums auf der ganzen Erde und insbesondere für die enge Zusammengehörigkeit Österreichs und Deutschlands. Der große Festzug, mit dem die Veranstaltungen ihren Abschluß fanden, war eine Heerschau der deutschen Stämme; aus allen Teilen unseres Vaterlandes, aus Amerika, aus Afrika waren Abordnungen gekommen. Deutsche Brüder aus Polen, Rumänien, Süßslawien, aus Ungarn, aus der Schweiz marschierten im Zug. Und die Vertretungen der besetzten und abgetretenen Gebiete, Rheinländer, Bergleute von der Saar, Oberschlesier, Tiroler. —

Schweigend, ohne Abzeichen und ohne Banner, marschierten die Südtiroler. Aber ein ungeheuerer Beifallssturm brauste diesen Getreuen entgegen. Hunderttausende von Zuschauern sprangen von ihren Plätzen auf, drängten vor, jubelten und winkten den schweigsam Schreitenden zu.

Plötzlich, in der Ringstraße, hingerissen von den Empfindungen der geeinten Menge, sangen die Sendboten aus dem Saargebiet die „Wacht am Rhein“. Hunderte stimmten ein, schon Tausende, jetzt Zehntausende; Hunderttausende bekannten: „Wir alle wollen Hüter sein!“

Zweihunderttausend deutsche Sänger marschierten mit 5000 Fahnen durch Wien. Der Vorbeimarsch des ganzen Zuges in breiten Zwölferreihen dauerte fast neun Stunden. Die Zuschauertribünen erstreckten sich über eine Länge von zwei Kilometern. Mehr als eine Million Menschen war aus Anlaß des

Festzuges auf den Beinen. In der neuen Sängerhalle, die hunderttausend Besucher faszt, trugen über fünfunddreißigtausend Sänger unter Begleitung eines Orchesters von vierhundert Mann Massenchöre vor. —

Wien hat einst seine berühmten Makartfeste gefeiert, Umzüge, bei denen malerische Phantasie in Gruppierung und Farbengebung schwelgen konnte. Köln hat seine bunten, fröhlichen Faschingsumzüge, Düsseldorf die Feiern des Malakatens. Sie alle sind wohl jedesmal pomposer gewesen als der Marsch der Zweihunderttausend durch Wien, aber keine dieser Volksfeiern, auch nicht frühere Sängerfeste, hatten einen so überwältigenden Umfang und dabei eine so tiefe

Herzlichkeit der gegenseitigen Bindung.

Vom Anfang bis zum Ende war das Wiener Sängersfest ein Bekennnis der unbedingten Zusammengehörigkeit; einer

Zusammengehörigkeit der Herzen, die sich auch äußerlich darstellen will. Der Vorsitzende des Festausschusses, Schulrat Jackisch, hat es klar ausgesprochen: „Unser aller Wunsch ist es, daß nächste Deutsche Sängerbundesfest als ein einiges und ungeteiltes Volk begehen zu können!“

Die Wiener Festtage waren frohe Tage der Eintracht und keine Mobilmachung feindseliger Kräfte. Aber sie haben doch bewiesen, daß es unmöglich sein wird, die künstlichen Grenzen zwischen Österreich und dem Reich dauernd aufrechtzuerhalten.

Der Präsident des Deutschen Sängerbundes, Dr. List, erklärte: „Dieses österreichische Land, es ist mit tausend Ketten an uns gebunden, es ist ein Teil von uns selbst, und unwillkürlich



Die Sänger aus dem Saargebiet vor der Wiener Oper.



Vor der neuen Sängerhalle, die 100 000 Personen fasst. (R. Sennede.)

tritt auf unsere Lippen der Schwur: Du österreichisch Land, du herrliche Stadt Wien, ihr werdet deutsch bleiben, solange es ein deutsches Volk, eine deutsche Volksverbundenheit gibt! Die deutschen Sänger empfinden die Arbeit an ihrem Volk und Vaterland als sittliche Pflicht. Sie fühlen es zutiefst, daß es nationale Pflichten gibt, die über allen Bedenken stehen, die ein Volk nicht aufgeben darf, ohne sich selbst auf-

zugeben und wider den Geist seiner Geschichte und seiner Bestimmung zu handeln.

„Sie ersehnen ein großes einiges deutsches Vaterland, und wenn der Verstand sagt, daß sie es nicht erzwingen, daß sie nur vorbereitende Arbeit tun können, so wollen sie sich doch dieser Arbeit unterziehen mit aller Kraft und Begeisterung, die aus dem deutschen Liede fließt.“

## Aus der Zeit für die Zeit



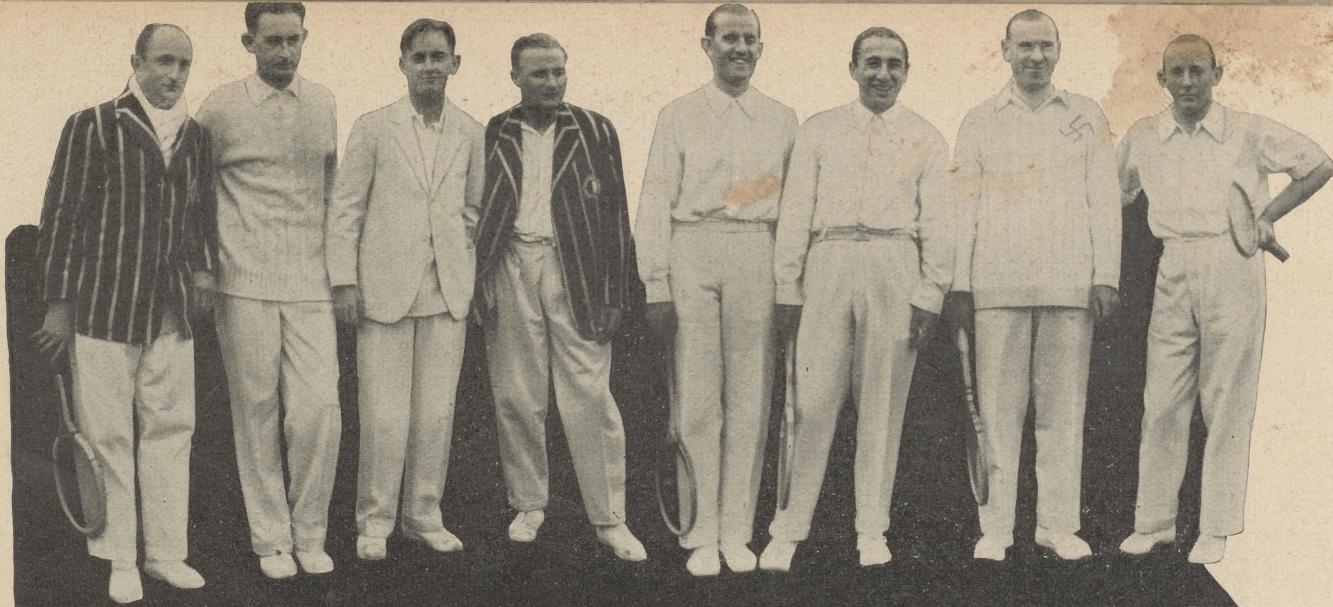
Die Freilicht-Festspiele in Marienburg.

Bor dem alten Rathaus wird das Schicksal des vor 400 Jahren von den Polen ermordeten Bürgermeisters Bartholomäus Blume dargestellt.  
(Allatice.)



Das Ehrenmal für Immelmann.

Auf dem Friedhof in Dresden-Tolkewitz wurde dem führigen „Adler von Lille“ von Freunden und Verehrern dieses Denkmal errichtet.



Deutsch-australischer Tenniswettkampf in Berlin.

Von links nach rechts: Moldenhauer, Prenn, Patterson, Hawkes, Rahe, Cracford, Hopman, Froitzheim. (Deutsche Photo-Zentrale.)



Die erste Fahrlehrerin in Deutschland.

Frau L. Otto-Hannover. (Photothek.)



Ein neuer Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in der deutschen Ostmark.  
Das neue Hotel „Haus Oberschlesien“ in Gleiwitz. (Atlantic.)



Deutsche 6-Tagesfahrt für Motorräder.  
An der Zeitkontrolle der Sonderprüfung des 2. Tages, zwischen Wickersdorf und Boltmannsdorf. (Photo-Union.)



Ein Blick in den Speisesaal des neuen großen Zeppelin-Luftschiffes.

# Millionen Ideen auf Lager.

Patentsinflut und Erfindergeschick. Eine Betrachtung von Arved Jürgensohn.

Wohl noch nie war der Erfindungsgeist der Menschen so rege, wie im gegenwärtigen Zeithschnitt und wie in den letzten drei bis vier Jahrzehnten mit ihren eigentlich geradezu märchenhaften technischen Wundern, die uns nur zu bald selbstverständlich und alltäglich erscheinen. — Wurde in früheren Jahrhunderten verhältnismäßig nur wenig und wenig

worden, und der Wettbewerb der Industriefirmen und der Länder nötigt förmlich dazu, um Vorsprünge, Vorteile und Absatzmärkte zu erringen. Nehmen doch einzelne große deutsche Industriefirmen, die oft Dutzende von angestellten Erfindern beschäftigen, über 350 deutsche Patente allein in einem Jahr, und daneben noch unzählige Auslandspatente. Die zahl-



Die Ausleghalle im deutschen Reichspatentamt. Das Publikum kontrolliert hier die Patentanmeldungen und Patentschriften. (Presse-Photo.)

Umwälzendes erfunden, so hat sich das immer mehr geändert, seitdem zum Schutz der Erfinder eigene Gesetze in Kraft traten, die Patentgesetze, die ihnen für einen bestimmten Zeitraum, meist etwa anderthalb Jahrzehnte oder etwas mehr, ein Monopolrecht verliehen, unter dem sie vor Konkurrenz geschützt ihre oft so kostspieligen Versuche vornehmen, sowie die Erfindung einführen und ohne Wettbewerb verkaufen können. Ein solches Gesetz erschien zuerst in England (1623). Amerika (1790) und Frankreich (1791) folgten. Dann Österreich (1810), auch Preußen (1815) und nach und nach die meisten anderen Länder. Das Erfindungswesen hat sich so immer mehr entwickelt. In England wurden im ersten Jahrhundert seit Erlass des Patentgesetzes durchschnittlich nur zwei Erfindungspatente jährlich erteilt, im zweiten schon 43, gegenwärtig aber etwa 18 000 im Jahr. In Amerika waren es um 1800 erst 40, 1830 schon 544, heute aber über 42 000 im Jahr. In Preußen, wo man Patente für schädlich hielt, wurden 1815 bloß neun erteilt, 1870 jedoch schon 74, 1876 sogar 460. Ein Patentgeley für das ganze Deutsche Reich besteht erst seit 1877, ein Gebrauchsmustergesetz für kürzeren Schutz neuer Ausgestaltungen seit 1891. Die Zahl der erteilten deutschen Patente bewegt sich jetzt schon zwischen 18—20 000 im Jahr, die der Gesuche ist meist dreimal größer, während etwa 30 000 bis 45 000 Gebrauchsmuster alljährlich gefügt werden. Von 1877 bis 1924 wurden schon 408 000 deutsche Reichspatente erteilt und 894 000 Gebrauchsmuster eingetragen. Es herrscht also beständig eine Überfülle von Erfindungsgegenständen, wobei natürlich viel, viel Spreu unter dem Weizen ist und man sich betroffen fragen muß, wie und wo diese Patente und Neuerungen alle ausgenutzt, untergebracht und verwertet werden sollen.

In den 37 Ländern, die der internationale Patentunion angehören, werden schon etwa 200 000 Patente jährlich erteilt. Da kann man wohl, mit einer kleinen Übertreibung, von einer Patent-Überflutung der Welt, von einer Patent-Sinflut reden. Der Drang zu erfinden ist übermäßig ge-

reichsten Patentnehmer sind aber nicht unsere Industriefirmen, sondern die Einzelreisender: Techniker, Ingenieure, Chemiker, Gelehrte, Handwerker, Künstler, Arbeiter, Berufserfinder und zahllose Laien und Gelegenheitserfinder allerart, mitunter auch Damen. Unser Reichspatentamt, das die Patentgesuche sorgfältig auf Neuheit und Patentsfähigkeit vorprüft, ist einer der größten Amtsgebäude Berlins mit 650 Amtsräumen, einem Dutzend Sälen und 752 Beamten. Seine Unterhaltung allein kostet jährlich fast 5 Millionen Mark. Auf jedes erteilte Patent kommen etwa 100 Mark Selbstkosten des Amtes, auf die Vorprüfung allein rund 80 Mark. Doch arbeitet es mit fünf bis sechs Millionen Mark Überschuss, dank den ungeheuer hohen Patentgebühren von 10 055 Mark (früher 5300 Mark) für 18 Jahre (früher 15), den höchsten der Welt, die aber, jährlich zahlbar, von 30 bis auf 2000 Mark im Jahr steigen und sechzigmal teurer sind als die amerikanische Einheitsgebühr von 40 Dollar (168 Mark) für 17 Jahre, die die dauernde Aufrechterhaltung eines Patents so vorbildlich gut sichert und nicht den Wert des Patents von vornherein um rund 10 000 Mark vermindert, wenn es behauptet wird.

Wenn man von den erfindenden Idealisten oder den von Erfindungsleidenschaft Besessenen absieht, die um jeden Preis eine ihnen sehr wertvoll erscheinende Erfindungsaufgabe lösen möchten, so ist es hauptsächlich wohl die Hoffnung auf Gewinn, leichten großen Gewinn, womöglich erträumten Millionen-Gewinn, die die meisten zum Erfinden und Patentieren verleitet. Nur

zu oft, ja in der Regel, zum eigenen Schaden! Sehr selten, noch seltener als in der Lotterie, zu Vorteil und Gewinn. Die Zahl der glücklichen Erfinder ist naturgemäß immer nur gering, und meist ist auch dieser der Erfolg sehr sauer geworden, oft erst nach langen Jahren, besonders bei weittragenden, schwierigen Erfindungen.

Es gibt eine Anzahl weltberühmt gewordener, glücklicher und erfolgreicher Erfinder. Aber spätere Generationen vergessen nur zu leicht, wie sauer es auch ihnen oft geworden. Stephenson baute schon seit 1814 und 1815 seine Lokomotiven,



Nachprüfung einer chemischen Erfindung im Deutschen Reichspatentamt.



Ein Teil der riesigen Patentschriften-Bibliothek des Reichspatentamts, die in dichtester Anordnung drei Stockwerke füllt. (Presse-Photo.)

ansfangs sechs Kilometer stündlich erzielend, doch erst 1829 gewann er mit seiner „Rocket“ (22 Kilometer) den Preis und Erfolg. Alfred Krupp war 25 Jahre lang stets vom Untergang bedroht.

Zu den allererfolgreichsten glücklichen Erfindern gehören Werner Siemens (1816–1892) und Thomas Edison (geb. 1847). Ersterer konnte schon als junger Ingenieur sein englisches Patent auf galvanische Vergoldung und Versilberung für 1500 Pfund verkaufen, seine Fabrik für anastatischen Zinkdruck in London aber mußte wieder eingehen. Seine elektrische Eisenbahn von 1879 und der Hochbahnenplan für Berlin mußten etwa 20 Jahre bis zur Anerkennung und Einführung warten. Auch Edison erlebte, so groß er auch wurde, mancherlei Misserfolge. Der Gasglühlichterfinder Frhr. Auer von Welsbach nahm 1885 bis 1891 vier Patente, gründete eine Fabrik, mußte sie aber auch wieder eingehen lassen, als die Glühlampen sich noch nicht bewährten. Bis zur Gebrauchsreihe brauchten viele gute Erfindungen oft Jahrzehnte, und die Einführung des Neuen stößt oft ebenso lange auf Widerstand. So ging es z. B. den patentierten Bierflaschenverschlüssen und der verbesserten Petroleumlampe, da man die alten Dinge nicht abschaffen möchte.

Graf Zeppelin arbeitete, ohne die Vorarbeiten, schon 13 Jahre an seinem Luftschiff (patentiert 1895), wurde ver-

spottet, erlitt schwere Unfälle mit den Versuchen, verbrauchte ein Vermögen von 400 000 Mark, machte Schulden, bis endlich 1908 das Reich ihm die ungeheuren Auslagen für Versuche und Modellbauten in Höhe von  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark vergütete und ein Luftschiff bestellte.

Wenn es so den „glücklichen“ großen Erfindern ging, wie wird es da in der Regel den Durchschnittserfindern ergehen, Erfindern mit wenig Mitteln und Geschäftskennnis, zumal angesichts der jetzigen hohen Patentgebühren und bei dem herrschenden Kapitalmangel?

Der erfolgreiche, auch glückliche Erfinder Dr. ing. Rudolf Diesel († 1913), der Urheber des umwälzenden „Dieselmotors“, der fünf Jahre Versuche anstellt und erst nach zehn Jahren großen Gewinn einheimsen konnte, schrieb treffend: „Die eigentliche Leidenszeit des Erfinders beginnt immer erst, nachdem die Erfindung gemacht ist. Die Entstehung der Idee ist die friedliche Zeit der schöpferischen Gedankenarbeit. Die Ausführung ist immer noch schöpferisch und fröhlig, die Zeit der Überwindung der Naturwiderstände. Die Einführung aber ist eine Zeit des Kampfes mit Dummheit und Neid, Trägheit und Bosheit, heimlichem Widerstand und offenem Kampf der Interessen, ist die entsetzliche Zeit des Kampfes mit Menschen, ein Martyrium, auch wenn man Erfolg hat. Deshalb muß jeder Erfinder ein Optimist sein.“

## Ich bin Strohwitwer. Von Theodor Klapproth.

Man steht am Zuge und wünscht sich zum dreizehnten Male gute Reise und fröhliches Wiedersehen. Ich hasse dieses Bahnhofzeremoniell. Aber kann ich zu Hause bleiben, wenn mich meine Frau zum erstenmal in einer langen und glücklichen Ehe verläßt? Trotzdem: dieses Herumstehen am Zuge ist peinlich. Es ist auch gefährlich. Unserer Tante Elfriede hat man neulich, als sie sich einen Augenblick aus dem Fenster beugte, um sich von der kleinen Irene noch ein Patschhändchen geben zu lassen, ihre Handtasche mit Geld, Kofferschlüsseln und Brille gestohlen. Die Wut! Seit diesem Erlebnis hat Tante Elfriede die ganze Familie mit Brustbeuteln ausgestattet.

Endlich hat der Mann mit der roten Mütze ein Einsehen, und der Zug fährt los. Meine Frau ruft mir noch etwas sehr Wichtiges zu, was ich nicht versteh. Ich winke trotzdem mit meinem Strohhut fröhliche Zustimmung, und als ich den Bahnhof verlasse, empfinde ich die nun beginnende Strohwitwerschaft als eine Sensation. Es ist ganz gut, daß man mal allein ist. Nicht nur, weil man erst recht schäzt, was man vermisst. Der tiefer Veranlagte braucht Sammlung in der Einsamkeit. So etwas redet man sich ein.

Wundervoll, ich habe auf einmal unendlich viel Zeit. Ich kann heut abend essen, wo und was ich will. Ich kann, ohne ein Wort zu sagen, mit der Vorortbahn ins Grüne fahren oder in eine Revue gehen. Ich werde weder das eine noch das andere tun, und unsere brave Cäcilie wartet gewiß

mit grünen Bohnen auf mich — meine Frau hat sie noch gekocht! — Also gehen wir heim und lesen wir. Wie lange ist es her, daß ich kein vernünftiges Buch mehr in Händen gehabt habe! Und vor allem: ich muß unsere Tiere trösten, Hund und Katz, an erster Stelle den Hund, denn er war noch nie von seiner Herrin getrennt.

Als ich heimkam, hatte Cäcilie die Vorhänge abgenommen und die Teppiche zusammengerollt. Ich tröstete mich damit, daß Sauberkeit zu den zwar rauhen, jedoch notwendigen Tugenden zähle. Der Hund begrüßte mich, aber zeigte schwere Enttäuschung, daß ich nicht der Vorbote meiner Frau gewesen war. Die Katz beachtete mich überhaupt nicht. Beide fühlten sich eben nicht als unsere Tiere, sondern als die Tiere meiner Frau. Sie ließen mich sogar ungestört meine Bohnen essen, und als ich sie mit etwas Hammelfleisch lockte, nahmen sie zwar gnädig an, was ich ihnen bot, verfügten sich dann aber sofort wieder auf ihre Plätze. Suleika legte sich in ihren Korb, und der Spitz kroch unter den Schrank auf der Diele, um dort auf seine Herrin zu warten.

Mich rührte solche Treue, aber sie ärgerte mich auch, und sogar Cäcilie schien mich nur als ein notwendiges Übel im Haushalt zu betrachten. Sie entfaltete nicht etwa, wie ich im stillen gehofft hatte, ihre Kochkunst in voller Herrlichkeit, sondern nachdem die ererbten grünen Bohnen verzehrt waren, begann die Zeit der Eier in verschiedenster Gestalt. Ich esse Eier gern, ich bin ein anspruchsloser Mensch, aber auf

ein gewisses Maß von Abwechslung hat der Hausherr zumal Anspruch, und wenn man schon auf seine Frau verzichten muß, wenn man gezwungen ist, in einer gleichsam gepfändeten Wohnung zu hausen, so will man wenigstens den Tisch gut gedeckt haben. Doch Cäcilie hatte offenbar ihr Kochbuch verlegt, und als ich am dritten Abend wieder Eierkuchen vorgesetzt bekam, regte ich in Bescheidenheit an, doch einmal wieder grüne Bohnen oder gar Pfifferlinge zu kochen. Ich fand wenig Gegenliebe, sondern wurde um 20 Mark gebeten. Denn die gute Cäcilie war beim Obstekochen — Überraschung für die gnädige Frau! — und das kostete nicht bloß viel Geld, sondern auch viel Zeit, und bei der Hitze wären doch Eier auch das Richtigste.

Ich fügte mich und stellte etwas bedrückt fest, daß auch ein Strohwitwer zu Hause wenig zu bedeuten hat. Hund und Katz verhielten sich nicht minder eigenwillig als das Mädchen. Was aber das Merkwürdigste war: meine Frau schien mich vergessen zu haben. Zwar kam eine Karte, die, noch auf dem Bahnhof eingestellt, ihre glückliche Ankunft meldete, aber seitdem schien sie verschollen zu sein. Nun hätte ich ihr freilich schreiben können und sollen, doch manchmal ist man ein Esel mit Hörnern, und da mir die kurze Trennung unangenehmer war, als ich mir selbst gestehen wollte, so beschloß ich zu meiner eigenen Pein, mich höchst korrekt zu benehmen und den ausführlichen Bericht der Reisenden abzuwarten, bevor ich mich selbst an den Schreibtisch setzte. Doch dieser Bericht kam nicht, und als er auch am vierten Tage ausblieb, befiel mich ein eigensinniger Trost, und ich machte

mich des Abends auf, um nach vielen Monaten einen lang vernachlässigten Stammtisch zu genießen, dessen Mitglieder sich gern trafen, um nach ernsthafter Erörterung der Weltlage noch ein wenigbummeln zu gehen. Aber ich saß allein an meinem Tisch, als ein zähes Huhn und trank einen sauren Mosel, zankte mit mir, meiner Frau, dem Kellner und der blößsinnigen Reisezeit, die alle netten und vernünftigen Leute aus der Stadt jagte. Und ging früh wieder heim, angeblafft von meinem Spitz, der mich für einen Einbrecher hielt.

Als auch am nächsten Tage kein Brief kam, Cäcilie immer noch reinmachte, der Hund mir nicht gehorchte und Suseika mich ebenso hochmütig wie niederträchtig anblinzelte, da packte ich meinen Koffer, denn es war Freitag, und fuhr zu meiner Frau. Sie war gar nicht überrascht, als ich ankam, und beachtete mehr den Hund als mich, was mich in meiner männlichen Eitelkeit kränkte und die Freude des Wiedersehens zu trüben drohte. „Ich bin freilich nicht überrascht. Ich rief dir doch auf dem Bahnhof zu,“ sagte sie, „du möchtest ja zum Wochenende kommen. Und du hast genickt.“ — „Natürlich,“ erwiderte ich, „ich habe genickt. Aber ich hatte kein Wort verstanden. Ich habe es bloß nicht mehr ausgehalten als Strohwitwer. Und der Hund war so traurig. Ich mußte ihn dir bringen.“ Da hob meine Frau den sie noch immer umtanzenden Spitz in ihre Arme und drückte ihn unter Lächeln an ihr Herz. „Was bist du für ein verliebter Schneizepeuz.“ Zu mir aber sagte sie: „Du hättest wirklich fragen müssen, was ich wollte. Es hätte doch etwas Wichtiges sein können.“

## Die deutschen Turner in Köln.

Zweihunderttausend Sänger marschierten durch Wien. Dreihunderttausend deutsche Turner und Turnerinnen zogen mit wehenden Fahnen durch Köln. In Wien feierten sie Franz Schuberts Gedächtnis und gelobten, für ein einiges deutsches Volk in einem geeinigten deutschen Staat einzutreten. In Köln schworen sie beim Andenken Ludwig Jahns, „ganze und tüchtige Männer und ganze und tüchtige Frauen zu sein, mitzuschaffen an der inneren Einheit unseres Volkes“. In Wien sangen sie mit den Bergleuten aus dem Saargebiet die „Wacht am Rhein“. Die Dreihunderttausend in der alten rheinischen Domstadt antworteten: „Deutschland über alles!“ —

Dieses Bekenntnis und Gebet war Anfang und Ende, war Inhalt und ist die Auswirkung der beiden großen deutschen Feste in Wien und in Köln. Auch kleinmütige Herzen wird der brausende Schall mit neuem Glauben und neuer Kraft erfüllen. Es ist wieder so wie damals, als Jahn in einem zerbrochenen deutschen Staat der unverzagten, zukunftsichereren Jugend mit dem Turngedanken neue Impulse, neues Leben, neue Ideale gab. In einem besiegt, gedemütigten Staat treffen sich heute die deutschen Turner zu Köln.

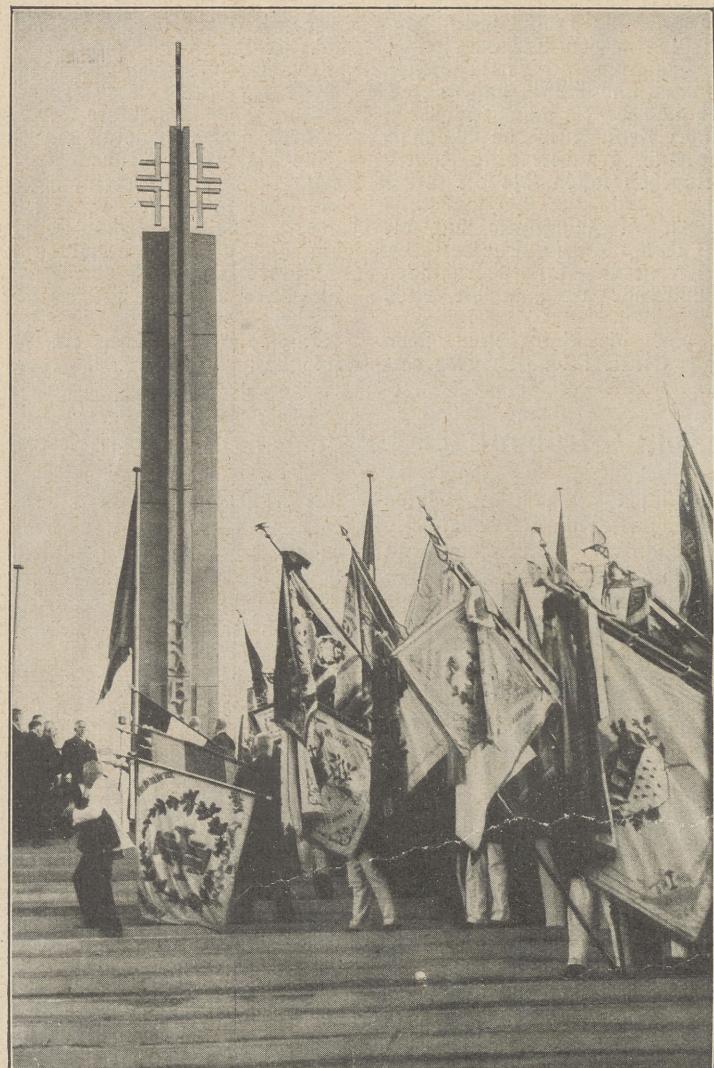
Viele Tage vor Beginn des Festes waren alle Züge zum Rhein überfüllt. Mehr als 200 Sonderfahrten mußten eingeleitet

werden. Auch in langen Fußmärchen kamen Teilnehmer. Besonders stark war der Widerhall, den der Aufruf zum Turnerfest bei den Deutschen im Ausland fand. Wie nach Wien,

so fuhren auch nach Köln viele tausend Brüder aus den Grenzlanden und aus fremden Erdteilen, Turner und Turnerinnen aus Südafrika, Brasilien, Argentinien. Aus Chicago war ein Entel des Turnwerts Jahn gekommen. Ihr erster gemeinsamer Gang führte zu den Friedhöfen zur Gefallenen-Ehrung. Auf die stillen, kranzbedeckten Gräber senkten sich Hunderte von Fahnen und Bannern.

Es folgte in der Reihe der festlichen Veranstaltungen die große Kundgebung im Jahnhain des Kölner Stadions. Der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft sprach am Jahn-Denkmal und legte einen Kranz nieder, den die älteste deutsche Turnvereinigung, die Turngemeinde Berlin, überbracht hatte. Er war gewunden aus dem Laub von Eichen der Hasenheide, auf der Ludwig Jahn seine ersten Schüler im Turnen übte.

Im Stadion gab es eine Turnausstellung. Ein historischer Fettzug zeigte „Hundert Jahre Turngeschichte und ihre Beziehungen zum Rheinland“. Das Banner der Deutschen Turnerschaft wurde eingeholt und der Feststadt übergeben. In der großen Festhalle am Rhein fand eine feierliche



Fahnengruß vor dem Jahn-Denkmal.  
(Atlantic.)

Begrüßung statt. Ein Fackelzug brachte die Teilnehmer an den deutschen Strom. In einer Flut von Licht ragte der Dom.

Die Straßen und Gassen in Köln waren ganz verhängt mit bunten, fröhlichen Wimpeln und breiten, stolzen Fahnen in den Stadtfarben und den vier F der Turner. Masten mit frischen, grünen Kränzen trugen den Gruß der Stadt an ihre Gäste: "Deutsche Turner, willkommen!" Jeder Laternenpfahl war bekränzt. Auf dem Neumarkt standen große, buntgeschmückte Transparente. Von den beiden Rheinbrücken flatterten unzählige, lustige, rotweiße Fähnchen. Zehn Tage lang war Köln erfüllt von der Festesfreude einer gesunden, lebensfrohen, zielbewußten Jugend.

Aber es galt in diesen Tagen nicht nur zu feiern, es musste auch gekämpft werden, um Mut und Leistungskraft der deutschen Turner zu beweisen. Auf der Rheinstrecke Basel-Köln fand ein Staffelschwimmen statt, bei dem unter Hinzunahme der Nebenflüsse Neckar, Main, Lahn, Mosel mit Saar, Ahr und Sieg 2000 km im Wasser zurückgelegt wurden. Das Wettkampfturnen brachte dann vor allen Dingen einen Fünfkampf



ihres Volkes stellt, die sich einzuordnen und zu dienen weiß, die darum ein Unrecht hat auf deutsche Freiheit und die gewiß unsern Staat neu aufzubauen wird.

Als am Morgen des letzten Tages der unabsehbare lange Festzug der Dreihunderttausend sich in vier Säulen durch die Straßen der schönen Domstadt bewegte, als die Brüder aus den verschiedenen deutschen Stämmen einander mit lauten Heilrufen grüßten, ging über alle Gesichter ein Strahl der Freude darüber, daß wir nach den Jahren des Schreckens und der Not wieder ein solches Fest feiern dürfen auf einem Stück deutscher Erde, das



Die Radfahrer im Festzug der Turnvereine. (R. Senneca.)

in volkstümlichen Übungen, einen Neunkampf, den Mehrkampf der Älteren, den Geräte-Zehnkampf, sowie die Wettkämpfe im Fechten, Ringen und Schwimmen. Zum Abschluß gab es ein Schauturnen auf der Jahnwiese und Massenübungen von 34 000 Turnern und 20 000 Turnerinnen im gleichen Takt, im gleichen Schritt und Tritt.

Nun sind die Scharen wieder in die engere Heimat zurückgekehrt, nach Sachsen, Hessen, Schwaben, Bayern, in die großen Städte, über die Grenzen des heutigen deutschen Staates, über See. Alle haben aus dem 14. Deutschen Turnfest das Bewußtsein mit sich genommen, daß der Geist Ludwig Jahns und der Seinen auch heute noch lebendig ist, daß Deutschland noch immer eine unerschrockene, hoffnungsfrohe, von vaterländischer Gesinnung geleitete Jugend hat, die über das eigene Begehrten das Wohl

erst vor kurzer Frist nach langjähriger drückender Besatzung vom Feind geräumt worden ist. Stolz erfüllte jedes Herz, weil trotz allem noch genug an unbrotzener Kraft und Zukunftsgewissem Lebenswillen in unserem Volke steht, daß es sein Deutschland wieder so laut und froh vor aller Welt betont.

Möge dieser Jungborn des Turnens weiterwirken und unsere deutsche Jugend kräftigen, nicht nur in körperlicher Hinsicht, sondern auch in den Idealen, die Ludwig Jahn aufstellte.



Tanz der Hannoverschen Muster-Turnschule. (R. Senneca.)



Sprung einer jugendlichen Turnerin über fünf Böcke. (G. Riebcke.)

# Berücksichtigung des Dahlem

## Der Weg zum evangelischen Pfarramt.

Jede Landeskirche hat zwar ihre besonderen Vorschriften über den Ausbildungsgang und Befähigungsnachweis für das Pfarramt, aber in den wesentlichen Punkten herrscht Übereinstimmung mit dem Kirchengefetz der evangelischen Kirche der altpreußischen Union betreffend Vorbildung und Anstellungsfähigkeit der Geistlichen.

Die erforderliche Schulbildung wird am besten durch Ablegung der Reifeprüfung auf einem humanistischen Gymnasium, das auch Unterricht im Hebräischen bietet, nachgewiesen. Nachprüfung im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erschwert das Studium und kann zu seiner Verlängerung beitragen. Kurse an den Universitäten oder auf der theologischen Anstalt in Bethel bei Bielefeld ermöglichen, die fehlenden Sprachkenntnisse nachzuholen.

Die wissenschaftliche Vorbildung verlangt ein Hochschulstudium von mindestens acht Semestern bei einer deutschen theologischen Fakultät; zwei Studiensemester müssen im Gebiet der altpreußischen Union liegen. Beteiligung am kirchlichen Leben (Kindergottesdienst, Jugendpflege, Kirchenchor) ist erwünscht. Die erste theologische Prüfung wird auf dem Konistorium abgelegt, dessen Bezirk der Studierende durch Wohnsitz oder Geburt angehört, und gibt dem Kandidaten der Theologie die Befugnis zur Wortverkündigung, zum kirchlichen Unterricht und zur Seelsorge.

Die praktische Ausbildung erstreckt sich auf je ein Jahr im Lehrvikariat und Predigerseminar. Sodann kann die zweite Prüfung abgelegt werden, die den Kandidaten des Pfarramts zur Anstellung im geistlichen Amt befähigt.

Die Dauer der Ausbildung vom Schulgang bis zur Anstellungsberechtigung wird mindestens sieben Jahre betragen. Synodalgelder sind zu Stipendien bereitgestellt, um den theologischen Nachwuchs zu fördern. Während der praktischen Vorbildungszeit wird aus Mitteln der Gesamtkirche Verpflegungs- und Taschengeld gezahlt.

Die Aussichten auf baldige feste Anstellung sind bei dem großen Theologenmangel auf Jahre hinaus sehr günstig, eine auffallende Erscheinung angesichts der Überfüllung der übrigen Hochschulberufe! Die kirchlichen Amtsblätter müssen manche Pfarrstelle mehrmals ausschreiben; die Zeitungen bringen häufig im Anzeigenteile Aufforderungen zur Bewerbung um eine freie Pfarre. In die Pfarrstellen wird durch die Kirchenbehörde, den Kirchenpatron oder Gemeindewahl berufen. Mit 25 Lebensjahren erreicht man das ordinationsfähige Alter. Mit dem 70. Jahr pflegt man in den Ruhestand versetzt zu werden. Das Pfarrgehalt steigt von 4200 bis 7800 Mark in 20 Jahren. Ruhegehaltsfähige Zulagen können 40 Prozent der Pfarrer auf Schwierigkeitsstellen in Höhe von 600 Mark erhalten.

Die günstige Anstellungsmöglichkeit darf aber nicht den bestimmenden Anreiz für das theologische Studium geben. Es muß von dem angehenden Theologen nicht nur gefordert werden, daß er sittlich unbescholten, geistig gesund und frei von körperlichen Gebrechen ist, die an der Ausübung des Amtes hindern, sondern innere Neigung zu Geistesarbeit und Seelenpflege, Liebe zum einzelnen Menschen und ganzen Volk und Vaterland, Überzeugtheit von der Lebenskraft des Evangeliums und kirchliches Gemeingefühl, gemütvolle Innerlichkeit und praktischer Arbeitswillen muß den Entschluß reißen lassen, der Gottesgelehrtheit sich zu widmen.

Die Betätigungs möglichkeiten eines Pfarrers sind recht vielgestaltig. Schon das Arbeitsfeld einer Gemeinde stellt manngfache Aufgaben; selbst in kleinen Gemeinden muß der Pfarrer als der Kulturträger auf allen Lebensgebieten bewandert sein. Besondere Anlagen und Kenntnisse können verwertet werden im weitverzweigten Dienste der Inneren Mission. Größere Bezirke haben Jugendpfarrer, soziale Pfarrer, Wohlfahrtspfarrer. Ein spezielles Arbeitsgebiet hat der Diakonissenhaus-, Krankenhaus-, Gefängnis-, Wochenend-, Studenten-, Wehrkreis-, Seemanns- oder Auslandspfarrer. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Studierstube des Pfarrers häufig der Vorhof zur Professorenlaufbahn ist.

Pfarrer Meyer - Berlin.

## Polizeifürsorge und weibliche Polizei.

Polizeifürsorge ist im Prinzip ein karitativer Wollen, nämlich die pflegerische Erfassung der hilfsbedürftigen Menschen, die als Obdachlose, Gefährdete, Prostituierte bei der Polizei in die Erscheinung treten und hier — nach Erledigung der polizeilichen Notwendigkeiten — nicht fortgeschickt

werden sollen, ohne daß ihnen menschliche Hilfe geworden oder doch angeboten ist. Das Prinzip, rein pflegerisch zu arbeiten, ist von den Pflegeämtern, die als ausgebauten Polizeifürsorgestellen anzusehen sind, bei der Übernahme der polizeilichen Vernehmung von Kindern und Jugendlichen in Sittsichheitsverbrechen und der erstmalig sittenwidrig erfaßten Personen durchbrochen. Es geschah dies aus Gründen einer zweckmäßigeren Behandlung des genannten Personenkreises bzw. um die Reglementierung abzubauen. Die Einrichtung der weiblichen Polizei und das neue Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten lassen den Zeitpunkt näher rücken, wo die Polizeifürsorgestellen bzw. Pflegeämter wieder rein wohlfahrtspflegerisch arbeiten werden. Die weibliche Polizei ist im Prinzip ein Organ der Polizei. Der weibliche Polizeibeamte soll im Rahmen der polizeilichen Aufgaben da Verwendung finden, wo eine Erledigung der polizeilichen Notwendigkeiten durch die Frau angebracht erscheint, so zum Beispiel, wenn Kinder, weibliche Jugendliche (auch männliche?), in geeigneten Fällen auch Frauen, als Täter, Verletzte oder Zeugen zu vernehmen, schonend polizeiliche Ermittlung anzustellen, gefährdete Kinder und Jugendliche festzustellen sind. Darüber hinaus kann die weibliche Polizei aber eins, und es wird eine ihrer vornehmsten Aufgaben sein, nämlich die Hilfsbedürftigkeit der Menschen, die ihr nahtreten, erkennen, und durch Überweisung an die in Frage kommenden Stellen der amtlichen und privaten Wohlfahrtspflege — in erster Linie der nahegelegenen Polizeifürsorgestelle — ihnen helfen, oder richtiger noch, Hilfe für sie einleiten. Polizeifürsorge und weibliche Polizei sind zwei grundätzlich verschiedene, dennoch verwandte und einander ergänzende Arbeitsgebiete.

## Die Testamentsvollstreckerin.

Während es früher ganz selbstverständlich war, daß nur ein Mann den Posten eines Testamentsvollstreckers auszufüllen vermochte, hat auch hier die Zeit Wandel geschaffen. Dem Posten einer Testamentsvollstreckerin dürfte allerdings nur eine gereifte Frau gewachsen sein. Er ist ein Vertrauensposten, es gehören Umsicht, allgemeine gerichtliche Wissens- und auch das nötige geschäftliche kaufmännische Wissen dazu, um vermöge des richtigen Überblickes die Testamentsbestimmungen im Sinne des Erblassers auszuführen. Da die Tätigkeit des Testamentsvollstreckers wie bei jedem anderen Geschäftsabschluß honoriert wird, so hat auch die Frau in dieser Eigenschaft ihren Verdienstanteil vom Gesamtwert des vorhandenen Nachlaßvermögens. Mit der Übernahme dieser Pflichten erwächst der Frau als Testamentsvollstreckerin eine Fülle von Arbeit. Hat sie die gerichtliche Bestallung erhalten, so gilt es, die Ausführungen des Erblassers sorgfältig zu prüfen und dementsprechend auszuführen. Ihre kaufmännischen und geschäftlichen Kenntnisse kommen ihr dann besonders zu statten, wenn bei einer Erteilung der Nachlaß aus Effeten oder Liegenschaften besteht. Häufig gilt es dabei noch, eine Einigung unter den einzelnen Parteien, die als Erben ernannt sind, zu erzielen. Vermag eine Frau diese Sonder- und Vertrauensstellung zur Zufriedenheit der Erben zu erfüllen, so kann ihr diese Leistung eine Empfehlung sein. Und damit kann sich geschäftsgewandten, tüchtigen Frauen ein neues Tätigkeitsfeld eröffnen. Es gibt sehr viele Menschen, die sich bei dem Gedanken ihrer Testamentsabfassung gern einer fremden aber vertrauenswürdigen Person als Testamentsvollstrecker bedienen und damit dieser im Gegenzug zu Verwandten oder Freunden den Vorzug der Parteilosigkeit zusprechen. Vor allen aber ist vielen alleinstehenden Frauen die Regelung ihres Nachlasses schon bei Lebzeiten eine gewisse Sorge. Es sind ja auch nicht immer nur Vermögenswerte, die nach dem Tode zu regeln sind. Auch die Hinterlassenschaft von Möbeln, Büchern, Schmuck, von Kleidern, Wäsche und Schriftstücken machen der Besitzerin die Sorge, daß sie im Falle des Fehlens von Angehörigen oder Näherstehenden in unerwünschte oder unbefugte Hände kommen. Kann aber die alleinstehende Frau eine Geschlechtsgenossin als gewissenhafte Testamentsvollstreckerin einsetzen, so hat sie das beruhigende Gefühl, daß ihre Habe nach ihrem Tode in gewünschter Weise entweder verkauft oder verteilt wird, ohne daß sie fernstehende Verwandte, Bekannte oder Freunde damit zu belästigen braucht.

Mit der Befähigung der Frau, auf dem verantwortungsvollen Posten einer Testamentsvollstreckerin sich zu behaupten, erbringt sie wiederum den Beweis neuen Fortschritts auf dem Gebiet ihrer Arbeitsleistungen.

Frida Baumgarten.



# Charlottenhof

## Roman von Ilse Leutz

4.

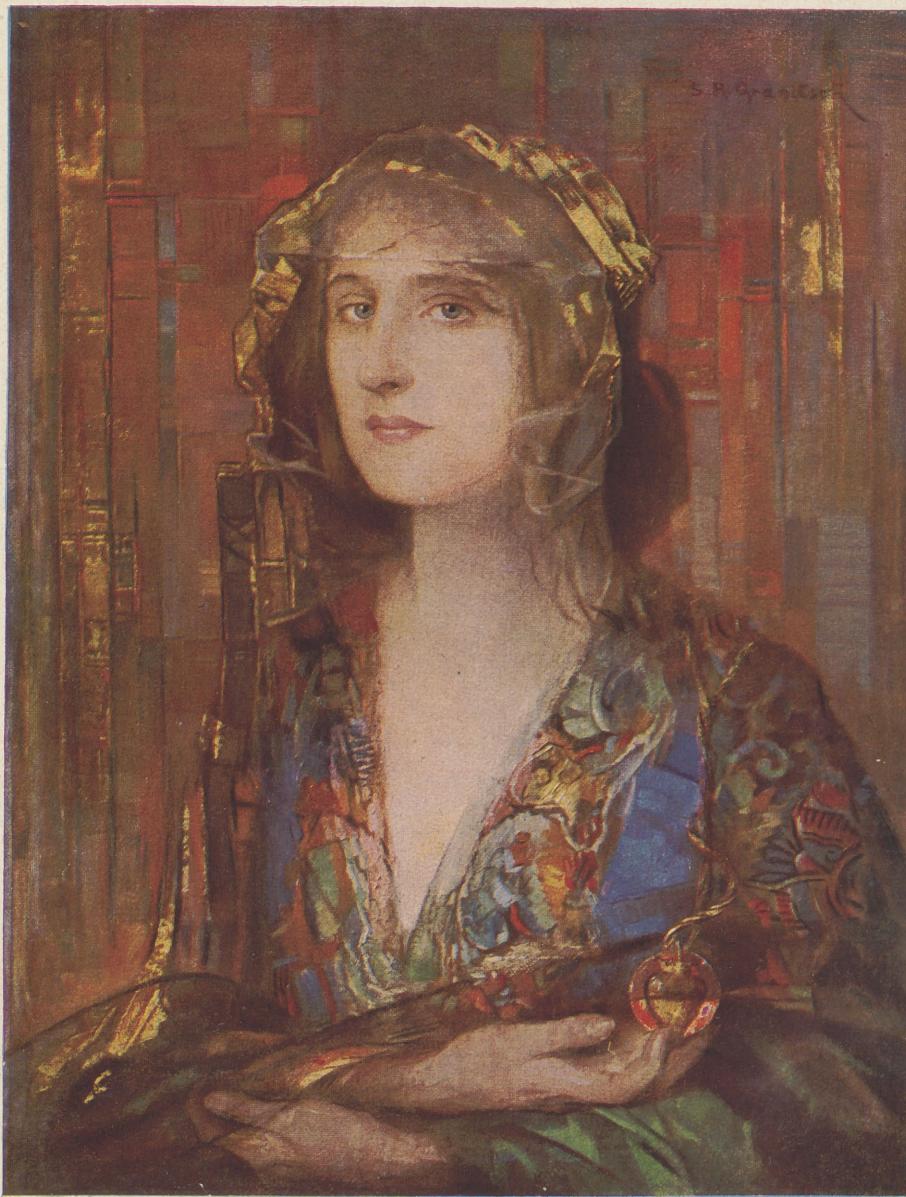
Als Pitt wenige Minuten darauf in Lumpels Begleitung „Charlottenhof“ schon wieder verließ, war ihm freilich zu mude, als fasse die Türe zum Paradies hinter ihm ins Schloß. Die Obstbäume waren zwar noch genau so kümmerlich anzusehen wie vorhin, das Haus noch ebenso bescheiden . . . , aber es wäre doch eine Zuflucht gewesen! Auch damit war es nun nichts.

Pitt hatte Frau Holze gar nicht angetroffen. Sie wäre schon auf dem Gut im Werderischen, das sie demnächst übernehmen würden, hatte Herr Holze Pitt erklärt, denn „Charlottenhof“ habe vorgestern der König gekauft. — Wenn die Dinge anders lägen, hätte er gern den Hund genommen, schon um dem Herrn Hofrat gefällig zu sein. Aber bei dem Um-

lichen Fasaneriemeister Baron von Lyngen, zu einer Fahrt in den Wildpark angefagt habe. Und auf diese Tatsache hatte Pitt seine letzte Hoffnung gebaut.

Auf die bitterkalte Nacht war ein dunkler, schwermütiger Wintertag gefolgt. Graudunstig und schwer hing der Nebel. Dann begann es zu schneien. Doch die Flöcken wirbelten nicht fröhlich, sondern sie fielen vereinzelt, lautlos und traurig nieder. Die Luft schmeckte naß und rauhig, und heiser quarendes Krähengekrächz schien die wenigen fröstelnden Menschen zu quälen, die Pitt und Lumpel im Park begegneten, den die beiden kreuz und quer durchstreiften, um in wärmernder Bewegung zu bleiben und die Zeit bis zum Nachmittag hinzubringen. Wie die Stunden schllichen . . .

Endlich glaubte Pitt, sich selbst die Erlaubnis zum Ein-



Die Prinzessin mit dem leuchtenden Herzen. Gemälde von Susanne Renate Granitsch.

zug, — nein, das ginge schlecht; der junge Herr würde das einsehen müssen.

Auch das fehlgeschlagen! Ach, Lumpel, Lumpel . . . ob es noch eine Rettung für dich gibt? Der Versuch, den Pitt nun machen wollte, um zum Ziel zu kommen, erschien ihm selbst über die Maßen abenteuerlich, und darum recht aussichtslos. Aber es bot sich eben nichts anderes mehr. —

Aus dem Gespräch mit dem ehemaligen Pächter von „Charlottenhof“ war nämlich hervorgegangen, daß sich das kronprinzliche Paar seit gestern in Potsdam aufhalte und sich für den Nachmittag bei dem Nachbar Holze, dem könig-

tritt in den Wildpark geben zu können. Das war gar nicht so einfach. Es galt ein Gatter zu übersteigen, das Tor hätte er mit Lumpel nicht passieren dürfen, denn mit Rücksicht auf das gehetzte Wild war fremden Hunden das Betreten des Parkgeländes verboten und die Förster angewiesen, etwa im Wildpark angetroffene Hunde kurzerhand abzuschießen. —

Feierlich wie in einer Kirche war es unter den schlafenden Waldbäumen. Lautlos schluckte der weiche, kaum fußhoch liegende Schnee die Schritte der beiden unbefugt eingedrungenen Fremdlinge auf.

Zierliche Spuren waren wie ein Spitzenmuster in die

weiße Schneedecke des Bodens gewebt; hier war eine hungrige Krähe gehüpft, dort ein Dompsaff oder ein Meislein entlanggehuscht. Rehwechsel gab es, und hätte Pitt Jägeraugen und Erfahrung gehabt, so hätte er „lesen“ können, daß drüben, an den zusammengewachsenen Buchen, ein Reineke Voß vorübergeschnürt war.

Was Lumpel anbelangte, so hatte auch er allerdings weder Erfahrung noch Jägeraugen. Diese ersetzte ihm jedoch uralter, durch Generationen tapferer Ahnen überkommener Instinkt, — und jene die Nase. Und als die letztere feststellen mußte, daß die Fuchsfährte noch ganz frisch sei, hielt ihn weder das erschrockene Biten und Drohen seines jungen Menschenfreundes, noch Rücksicht auf seine eigene, gebrauchsunfähige Boderpfote.

„Wuffwaff!“ Und dann ein tief aus der Brust herausgrollendes Knurren . . . Fort ging es, dem aufreizenden Geruch des verhafteten, wilden Betters nach.

O Lumpel, Lumpel, war das wohl recht?

Da stand nun der arme Junge im verschneiten Wildpark, und die Tränen rannen ihm über die frostroten Wangen. Holztauben gurrten klugend über ihm in den kahlen, verschneiten Wipfeln und ein kleiner, roter Satan von Eichhörnchen mit Ohrbüscheln und Kopft gebogenem, buschigem Schweif ließ spöttend das leere Kienapfelgehäuse, aus dem er die Samen geknabbert hatte, gerade vor ihn niederfallen.

Da raffte Pitt sich auf und stampfte in der Richtung davon, die der ungetreue Durchgänger eingeschlagen hatte. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, legte die hohlen Hände an den Mund und rief: „Lumpel, Lumpel!“ Aber keine Antwort kam.

Die Kehle war ihm wund, nicht vom Rufzen oder vom Frost, sondern von der tiefen, müden Mutlosigkeit, die ihm vom Herzen aufstieg.

Schließlich sah er ein, daß er sich verirrt und den Weg zum „Bayrischen Häuschen“ verloren hatte, zu dem als dem Ziel des Kronprinzenpaars auch er zu gelangen bestrebt gewesen war. Er wußte zwar, daß sich der Wildpark höchstens zwei bis drei Stunden weit nach allen Seiten ausdehnt und daß er daher auf jeden Fall nach verhältnismäßig kurzer Zeit irgendwo herauskommen müsse, wenn er nur eine einmal eingeschlagene Richtung beibehielte; aber ihm war so sterbensweh zumute, daß er gar nicht daran dachte, sondern über seinem neuen Unglück ganz und gar den Kopf verlor.

Um liebsten hätte er sich irgendwohin gesetzt, den müden Rücken an den Stamm einer Kiefer gelehnt und die schmerzenden Augen auf ein Weilchen geschlossen, wenn nicht gerade in diesem Augenblick ein Laut zu ihm hingedrungen wäre, der ihn aufhorchen ließ. Er hatte wie ein kurzer, nicht sehr lauter Pfiff geklungen . . .

Sein Herz schlug angstvoll. Sicher hatte ein Wildhüter Lumpel beim Wildern angetroffen.

So schnell er nur konnte, lief er auf den kleinen, rechter Hand liegenden, von Brombeerbusch umwucherten Hügel zu, an dem, wie er meinte, der Pfiff aufgeflogen war. Der Wind hatte sich gelegt und der Schnee dämpfte die Tritte des Jungen, der bald auf dem Hügel angelangt war.

Und so trat, zu dieser verlassenen Stunde, im verschneiten, märkischen Park, das Märchen in Pitts Leben: von seinem Standort aus sah er wie auf eine natürliche Bühne auf eine Waldwiese hinab, in deren Mitte das Pilzdach eines Futterplatzes ragte. Hart an der Raufe stand ein zierliches Mädchen und hielt einem Reh ein wenig zwischen den Sparren hervorgezupftes, trockenes Heu hin. Was aber das Wunderbarste war: ein Eichhörnchen saß auf der Schulter der Kleinen und wusch sich mit den Boderpfötchen die Nase, während die blauen, schwarzen Augen neugierig zu dem zahmen Reh hinunterblickten.

Das Kind mochte höchstens acht Jahre alt sein und war wie eine Winterwaldprinzessin in ein teures Pelzmäntelchen und ein Käppchen aus Marderfell gekleidet, unter dem braune Löckchen in die klare, kindliche Stirn guckten. Um den Hals aber hing der kleinen Waldfee an dünnem, silbernem Ketten die Pfeife, mit der sie augenscheinlich ihre zahmen Lieblinge gelockt hatte.

Wie verzaubert starrte Pitt auf die Gruppe hinab. Weder die Fremde noch die beiden Tiere hatten seine Anwesenheit bis jetzt bemerkt.

Auf einmal aber wurden sie unruhig. Das Eichhörnchen hielt im Pulzen inne und steifte Ohrbüschel und Schweif, das Reh bewegte die Lauscher . . .

Schon glaubte Pitt sich entdeckt, als auch er ein Japsen und Hecheln hörte, das immer näher kam. Einen Augenblick

Nr. 45

lang vergaß er alles um sich herum. „Lumpel!“ rief er, so laut er konnte.

Und dann knisterte es in den trockenen Brombeerbusch, und ein grauer, freudeblaffender, verlorener Sohn humpelte eilig und schuldbewußt geradeswegs auf seinen jungen Herrn zu.

So froh Pitt auch war, Lumpel wiederzuhaben, so fühlte er selbst sich doch nicht viel weniger zerknirscht und bedrückt wie der mit weit aus dem Maul hängender Zunge zu seinen Füßen liegende Sünder.

Denn die Idylle auf der Waldwiese war zerstört. In weiten Säzen war das Reh in den Wald geflüchtet, und der Eichkater saß nicht mehr auf der Schulter der Waldprinzessin, sondern auf dem Pilzdach der Futterstelle.

Jetzt hatten die braunen Augen des kleinen Mädchens die beiden Störenfriede entdeckt. Sie schien eher erstaunt über deren Anwesenheit, als betrübt über die Flucht ihrer Schätzlinge zu sein, von denen sie wohl annehmen mußte, sie würden wiederkommen, wenn die Gefahr vorbei sein werde, und schickte sich im übrigen entschlossen an, zu Pitt und Lumpel heraufzukommen, wahrscheinlich, um sie zur Rede zu stellen.

Pitt war jämmerlich ums Herz.

Desto weniger Angst hatte die Waldprinzessin vor dem Eindringling in ihr Reich. „Tag!“ sagte sie, wie sie angekommen war und hielt ihm ihre Hand hin. —

Wie warm sie war!

Und welch guten, festen Druck sie gab!

Pitt atmete tief auf. Aus dem süßsaurigen Prickeln in der Herzgrube wurde ein warmer Strom, der ihm durch alle Glieder rann.

So standen sie sich gegenüber. Stumm anfangs, bis die Kleine das befreiende Wort fand. Sie zeigte auf Lumpel. „Beißt er?“ erkundigte sie sich und war schon neben ihm in den Schnee gekniet.

Nein, Lumpel biß nicht, sondern ließ sich gern streicheln.

Ein kuroses Dasein: da glaubt man nun, einer tüchtigen Tracht Prügel oder mindestens einer ordentlichen, an Herz und Nieren gehenden Standpaufe sicher zu sein, weil man den elenden, roten Satan gehekt hat, der jetzt in seinem Bau sitzt, am Ende der Röhre, bis an deren Eingang man glücklich gekommen ist, und dort tief in seinem Kessel sich eins lacht über den dummen Hund, der leider kein Dachshund ist und mit einer Boderpfote auch keinen Fuchsbau aufzubuddeln kann. — Da glaubt man zum Schaden der erfolglosen Jagd nun auch noch den Spott zu bekommen, aber sieh, es kommt ganz anders! Wie gut das Streicheln tat! Wohlige schloß er die Augen unter der Berührung der Linden Hand.

„Er hat so kluge Augen!“ sagte die kleine Tierfreundin, als er sie einmal wieder geöffnet hatte, und sah von Lumpel zu Pitt auf.

Und da hatte der warme Strom, der durch des Jungen Adern rann und sein Herz pochen ließ, die letzte Eisrinde an Befangenheit aufgetaut und ein schrankenloses, nie gefühltes Vertrauen quoll und blühte in ihm statt dessen den kastanienbraunen, lieben Kinderaugen entgegen, in deren schwarzamtener Tiefe goldene Lächlein spielten.

„Mein Lumpel!“ sagte er mit zitternder Stimme und kniete an Lumpels anderer Seite nieder. „Er ist ein Strolch und ist mir vorhin fortgerannt, — und dann hat er das Reh und das Eichhörnchen verjagt. Aber eigentlich kann er nichts dafür: er ist ja bloß gekommen! Gejagt hat er sie nicht!“

Unter dem nun von vier Händen besorgten Streicheln schloß der „Strolch“ abermals behaglich wie ein spinnender Kater die Augen und dachte dabei an den schnöde entflohenen Roten . . .

Pitt aber fuhr fort: „Nein, wildern tut er überhaupt nicht! Er ist so gut und so treu!“

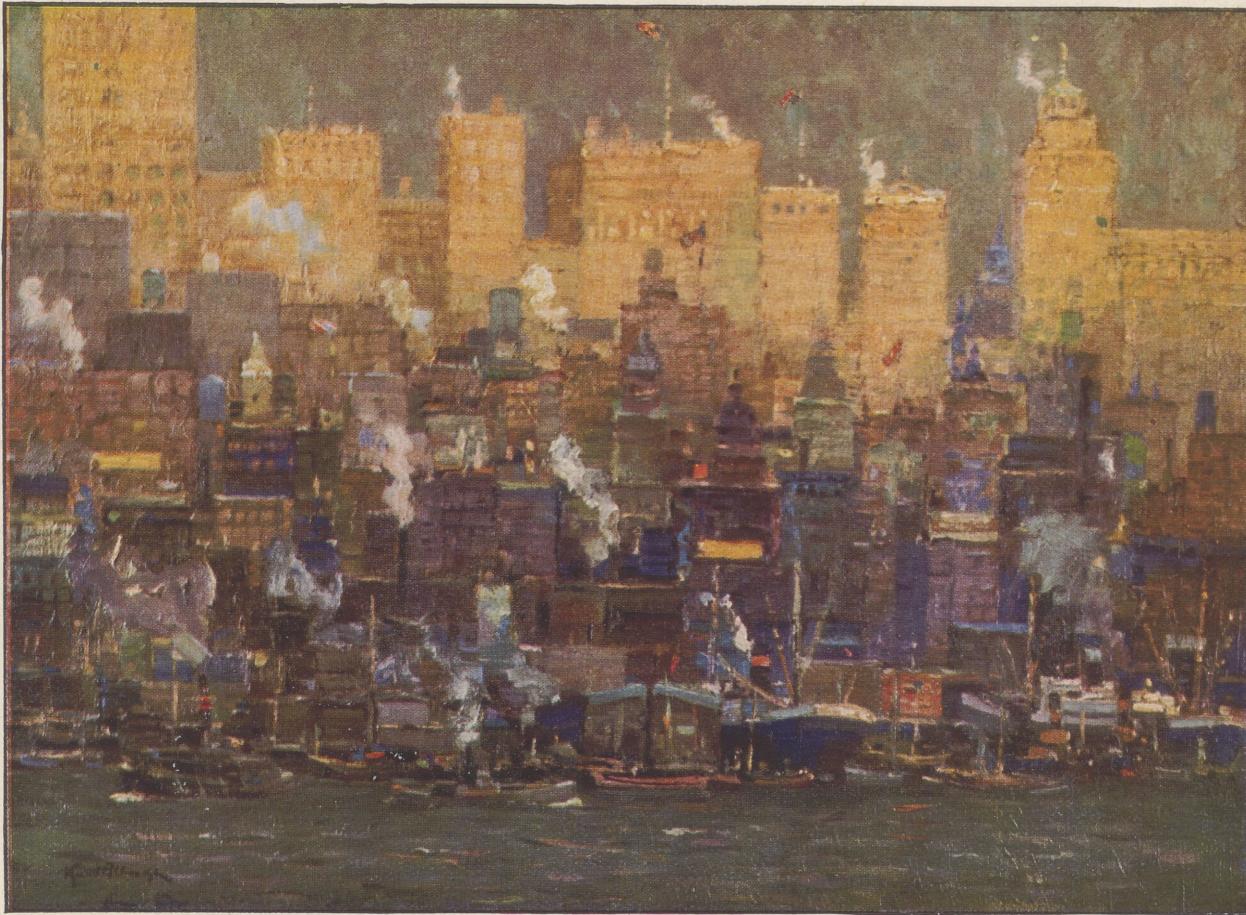
Das war Lumpel nun wirklich. Selbst über die Nase, den Sitz uralter Instinkte, hatte ja auch heute wieder das Herz, das in Treue zu seinem Menschenfreunde schlug, den Sieg davongetragen und hatte die Nase gezwungen, sich von dem Loch, in dem der vermaledeite Fuchs verschwunden war, ab- und der verlorenen Spur des Freundes zuzufehren, trotz der Aussicht auf Schelte.

„Und doch wollen sie ihn ersäufen!“

Eine dicke Träne rollte aus den blauen Jungensaugen gerade auf die kleine, warme, in Lumpels Fell vergrabene Hand nieder, die vorhin das Reh gefüttert hatte.

Erschrocken blickten die Kastanienäuglein auf.

„Ja!“ schluchzte Pitt zur Antwort auf die stumme Frage, all seinem bitteren Gram hemmungslosen Lauf lassend. „Weil Großvater Hase tot ist und ihn niemand nehmen will.“ Er



Abend im Hafen von New York. Gemälde von Kurt Albrecht.

hob Lumpels arme, gebrochene Pfote hoch. „Darum! Siehst du?“ —

„Armer, lieber Lumpel! Und gerade darum hast du ihn so lieb . . . Ich weiß! Ich habe auch alles Kranke und Schwache doppelt lieb! Alle Tiere! Du hast ja vorhin gesehen . . . Onkel Humboldt sagt, ich zähme sie deshalb so leicht, weil ich sie so lieb habe und weil sie das wissen. Aber die ganz Kleinen und Hilflosen, die sind meine Lieblinge vor allen anderen.“

Pitt weinte nicht mehr. In all seinem wiedererwachenden Schmerz um Lumpels Schicksal konnte er das wundersame Glück nicht fassen, daß neben ihm ein Kind im Schnee kauerte, das wie seine eigene, lebendig gewordene Seele war.

Er senkte den Kopf. Und sprach, unwillkürlich aus dem Kindergeplauder in bitterwehen Ernst fallend, fast ihm selbst unbewußt, aus, was er dachte. „Was nützt alle Liebe, wenn sie nicht helfen kann!“

Die Kleine hatte ihn jedoch wohl verstanden. Die Kastanienaugen blitzten, daß alle Goldlichtchen tanzten, und ein zartes Rot färbte die bräunlichen, flämigen Wangen.

„Da kennst du aber Annemone Lyngen schlecht!“ sagte sie heftig und stand auf, den Schnee von ihrem Pelzmäntelchen schüttelnd. Jetzt erst so recht wie ein regierendes Prinzenzehn stand sie in ihrer achtjährigen Größe und sah auf den verzagten, großen Jungen herab. „Wen ich lieb habe, dem helfe ich auch!“ Ein leichter Schatten glitt über ihr lebendiges Gesichtchen. „Ich versuche es wenigstens,“ fügte sie leise hinzu.

Auch die kleine Baronesse Anna Monika von Lyngen hatte ja trotz ihrer Jugend schon einen flüchtigen Blick in das erbarmungslose Leben getan . . .

Wie lieb hatte sie die arme Kleine, von der Käze zerzauste Goldammer doch gehabt, mit wie hingebender Sorgfalt sie gepflegt und veracht, ihr zu helfen! Und dann war sie doch gestorben . . . In der warmen Kinderhand hatte sie die Füßchen gekrampft. Und das Herzchen hatte aufgehört zu schlagen, und je ein feines, milchiges Häutchen war über die blanken Augen gesunken, die eben noch so angstvoll und so vertrauend geblickt hatten.

Die kleine Annemone hatte keine Mutter. Die lag nicht in der Familiengruft oder auf dem Kirchhof unter einem Erdhügel mit einem Kreuz zu Häupten, nein, so nicht. Aber verlassen hatte sie ihr kleines Mädchen doch. Ist die große

Stadt Paris etwa nicht schrecklich weit von der Fasanerie am Neuen Palais entfernt?

Die Baronin hatte ihr kleines Mädelchen denn auch nicht trösten können in dem herzkrampfenden Augenblick, in dem die Kinderseele zum ersten Male dem für alle Liebe Unabwendbaren des Todes begegnet war . . .

Baron Lyngen war ein rauer Jägersmann. Er hatte ein Herz für das Wild, das er hegte, so gut wie er es jagte, — er hatte ein volles Mannesherz für Wald und Flur und für die ganze, herrlich-schöne Gottesnatur. Hätte Baronin Margot sonst wohl ihre kühle, zerbrechliche Salonschönheit vor dem deutschen Barbaren, als der sich der elegante Kavaller von der Wiener Kongreßzeit her in der Ehe mehr und mehr entpuppte, in Sicherheit bringen müssen, weil ihre Nerven den rustikalen Geruch, den der Baron an seinen hohen Stiefeln und an der verwitterten Zoppe mit sich herumzuschleppen beliebte, und dieses laute, bärenstarke Lachen und den vernichtenden Händedruck der wettergebräunten, sehnigen Finger einfach nicht mehr ertragen hatten! Und freilich auch darum, weil der Baron in den ersten Jahren ihrer Ehe ein schönes Gut verwirtschaftet hatte. — Hatten ihre Toiletten und Juwelen, das Palais „Unter den Linden“ und die Feste, die dort trotz allgemeiner Teuerung und der besonders prächtigen Lage des Landadels gefeiert worden waren, hatten Equipagen und der Troß galonierter Diener wirklich so viel, alles, verschlungen?

Baronin Margot hatte eigentümliche Nerven. In den Wiener und Berliner Jahren war ihr kein Trubel zu anstrengend gewesen und selbst der Mangel an erquickender Nachtruhe hatte sie nicht wesentlich angegriffen. Erst auf der Fasanerie, auf der die preußischen Verwandten des Barons diesen mit Not und Mühe als königlichen Fasaniermeister untergebracht sahen, hatten sich die Nerven der schönen Frau geregt. Gewissenskrüppeln hatten sich ihnen gesellt.

War man nicht eine herzlich schlechte Katholikin gewesen in dieser letzten Zeit? Hatte in die protestantische Ehe gewilligt . . . Und wenn man auch selbst, natürlich, eine getreue Tochter Roms geblieben war, so war der Baron doch zu keinem Konfessionswechsel zu bewegen gewesen, ja, die kleine Anna Monika war sogar protestantisch getauft . . . Und Lyngen wußte doch, daß die steinreiche, gräßliche Erbante in Brüssel so lächerlich bigott war, daß sie einer prote-

stantischen Großnichte auch nicht einen roten Kupfersou ver machen würde!

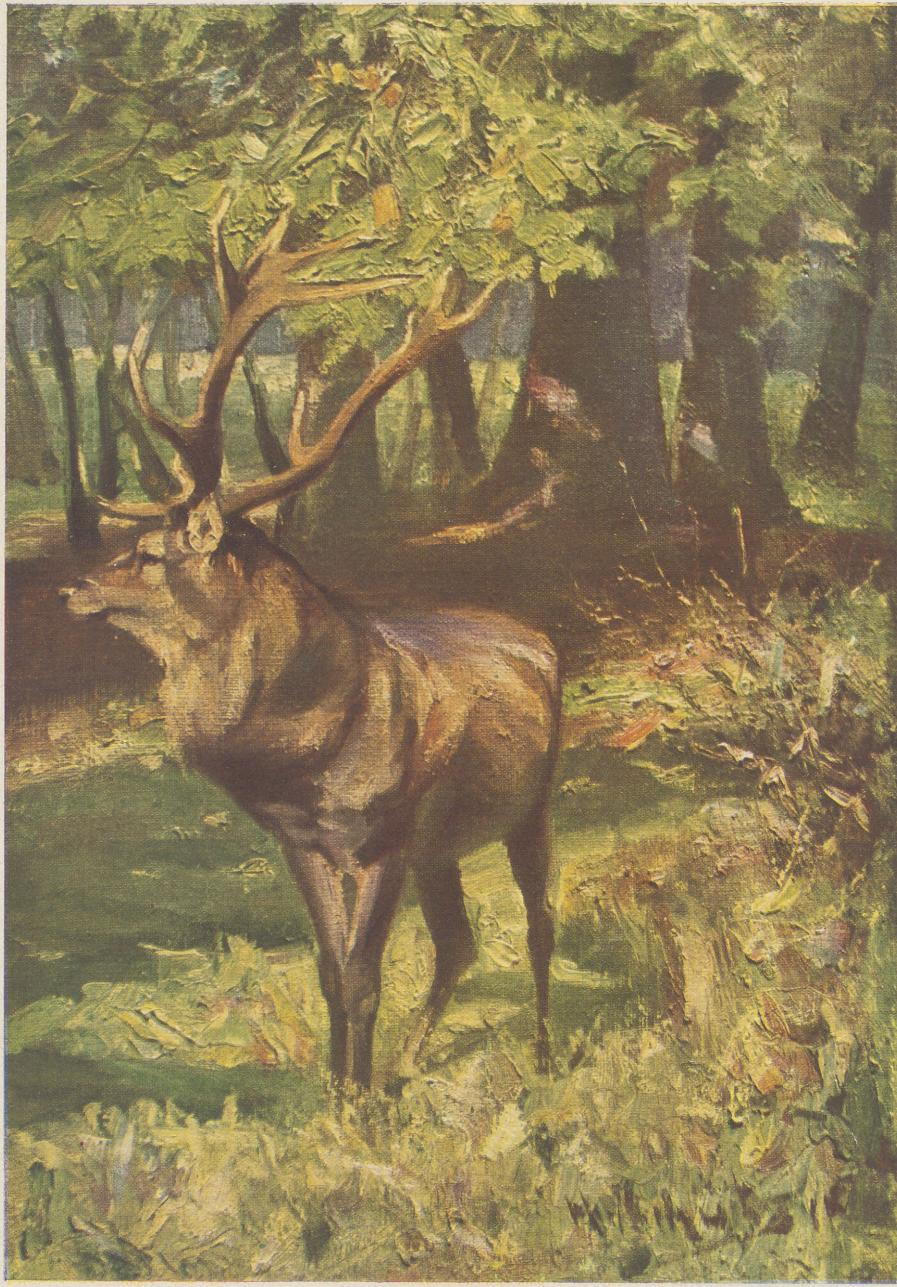
Pauvre, petite Anne-Monique! Klage deinen Vater an, er hat deine Mitgift vertroht, die dir deine Mama so gern verschafft hätte!

Ja . . .

Die schöne Baronin Lyngen bedauerte von Paris aus ihre kleine Tochter oft in seufzenden Gedanken, ohne indessen

Kleinen erzählt, die Seele des toten Vögleins schwebt nun als Englein im Märchenwald.

Wenn der alte Fritz, der die Kreaturen des Schöpfers ja auch mit so viel Liebe umfaßt hatte, noch gelebt hätte und Zeuge der kleinen Szene gewesen wäre, so hätte er sicher an der kleinen Marzell des Fasaneriemeisters seines derzeit regierenden Großneffen seine helle Freude gehabt, — denn die siebenjährige Anna Monika hielt trotz ihrer katholischen



Verhöfender Hirsch. Gemälde von Heinrich Schütz.  
(Sammlung Esperstedt, Mannheim).

sich durch solches Gedenken zu einem Abbruch des nun schon Jahre währenden Aufenthalts bei ihren französischen Verwandten bewegen zu lassen.

Wegen der toten Goldammer hatte sie Annemone freilich nicht bekleiden können, denn sie wußte nichts von ihr.

Der Baron konnte das Vögelchen und seine Kleine wohl bedauern, und das tat er ja denn auch. Aber trösten konnte auch er Annemone nicht. Dazu begriff der Mann den Schmerz des Kindes nicht tief, nicht völlig genug.

Eine fremde Frau hatte das an seiner und der fernen Mutter Stelle getan.

Annemones „Onkel“ Wilhelm von Humboldt war damals zufällig mit seiner Gattin bei Lyngens Schwager, dem Herrn von Pritzkow auf Ahlenfelde bei Werder, zu Gast gewesen, wie auch Lyngen und die kleine Anna Monika, als die Sache mit der Goldammer passierte. Einer der Anwesenden hatte sich bemüht, Trost zu spenden und hatte der schluchzenden

Mama anscheinend nicht viel von Romantik. Der Trost verfing nicht . . .

Da hatte sich Frau von Humboldt ihrer angenommen und hatte dem betrübten, kleinen Mädchen kein Märchen erzählt, das ihm Erbarmungslosigkeit, Endgültigkeit und Unentrinnbarkeit des Todes verschleiern möchte; sondern hatte von den Eiern gesprochen, aus denen andere Goldammern schlüpfen würden, und wie so trost aller zugrunde gehender Einzelindividuen doch die Natur über die Art wache. Wie liebenvoll wache, trotz ihrer gnadenlosen, blinden Grausamkeit dem Einzelwesen gegenüber!

Von der Biologie der Vögel war sie auf die der Pflanzen gekommen.

Nicht wahr, das hatte ein kleines, auf Tante Karolines Knie geklettertes Mädchen, das die arme, kleine Vogelleiche noch in der Hand hielt, aber schon mit trockenen Kastanienaugen der Erzählerin ins Gesicht sah, gewiß schon selber be-

obachtet: — wie die Pustebumen des Löwenzahns aussehen? Hatte auch sicherlich schon einmal eine Pustebume „ausgeblasen“? — Nun schau', Annemone, das sind lauter Samenkörner — so wie Eier — der Löwenzahnmutter, und die vorsorgliche Natur hat jedes einzelne von ihnen mit einem Flügel ausgestattet, daß sie nicht alle auf einen Haufen rings um den Stengel der Mutterblume in die Erde purzeln und aufgehen und sich dann gegenseitig Luft und Licht streitig machen möchten. So können sie nach allen Richtungen davonfliegen, in die weite Welt hinein, um selber eine Madame Löwenzahn und im Herbst eine mütterliche Pustebume zu werden. — Und um dann allerdings zu sterben, — wenn sie bis hierher unaufgefressen geblieben sind oder nicht etwa schon vorher ein Malheur passiert ist, denn Löwenzahn schmeckt ausgezeichnet, und Kaninchen, Hasen, Kühe und Lämmer und wer weiß wer noch alles wollen schließlich auch leben! Wenn aber also alles gut gegangen sei, dürfen sie sterben und zum Ersatz sind schon wieder neue fliegende Samenkinder da, die die Zukunft bedeuteten, und deren Dasein ein Trost sei. Der beste Trost für solche Leute wie ein gewisses kleines Mädchen, das angesichts ihres toten Bögleins nicht recht etwas von Engeln im Märchenland hören mag.

Von dieser langen Geschichte, die ihr übrigens auch ganz wie ein Märchen vorkam, verstand das Baronesch' allerdings nicht alles, wahrscheinlich sogar nicht einmal viel. Aber doch etwas! Und dieses „etwas“ hatte wirklich fertiggebracht, daß sie ein bisschen getrostet war und mit einiger Fassung an das von Vetter Malte sofort bei Bekanntwerden des Ablebens der armen Goldammer in Aussicht genommene Begegnung im Uhlenfelder Garten herangehen konnte.

Dieser Garten, dessen üppiger Blumenflor der drei Pritzkowmädels eigenste Domäne war, barg bereits viele kleine Gräber. Friedlich ruhte hier im Tode nebeneinander, was sich im Leben nicht immer „gut Freund“ gewesen, — Tyras, der Hund, der durchaus keine Katzen hatte leiden können und die liebe, graue Mieze, die bei einem schauerlichen, engeren Familiendrama ums Leben gekommen war: bei der Verteidigung ihres letzten Wurfs gegen dessen leiblichen Vater nämlich. Und neben ihr das Scheusal von Kater, dem man aber doch ein ehrlich Grab nicht versagen gewollt, als ihn bald nach seiner Untat die Nemesis in Gestalt von Maltes Schrotbüchse erreicht hatte, da dem Unhold leider nicht nur junge Käckchen, sondern auch Kanarienvögel schmeckten, was man zu spät für „Hansels“ Rettung bemerkte, und weshalb man denn auch Seite an Seite mit dem Grabhügel seines Mörders den des armen Hansels sehen konnte. —

Hansels Tod war den vier Pritzkowkindern übrigens ganz besonders nahegegangen. „Hansel“ war ja noch Mutters Hansel gewesen. Mutter schlief im Garten.

Das war ihr letzter Wunsch gewesen. Nicht im Erbbegräbnis der Uhlenfelder Grufkapelle, nicht zwischen Steinwänden, sondern in der Erde, die Uhlenfelder Roggen und am Entensängerseeader sogar einen Prachtweizen trug, wollte sie schlafen, im Garten bei Schleierkraut und fliegenden Herzen, Gelbveiglein und Reseden, bei leuchtenden Malven und goldenen Sonnenblumen, „Jungfern im Grünen“ und Vergizmeinnicht. Der Pastor, der Mutters Grab einsegnete, hatte, ohne den Talar zu wechseln, noch eine zweite, heilige Handlung im Hause seines Patrons vorzunehmen gehabt. Und obwohl eine Taufe sonst doch ein freudiges und festliches Ereignis ist, waren die wenigen Menschen, die der Nottaufe der jüngsten Pritzkowtochter, deren Dasein Frau Anna das Leben gekostet hatte, beiwohnten, sehr traurig, und die kleine Anna wurde nicht nur mit Wasser, sondern auch mit heißen, salzigen Tränen zu diesem irdischen und jenem Leben in der Ewigkeit getauft.

Nun war Mutters Mühe, einen zweiten Rufnamen zu finden, den man zu Anna kombinieren könnte, ganz umsonst gewesen . . . Natürlich hatte auch dieses Pritzkowkind, falls es ein Mädel war, „Anna“ heißen sollen. Wie aber noch?

Bei der ersten war es ganz einfach gewesen: „Anna“. Das wollte einmal Herr von Pritzkow und ging auch davon nicht ab, diesen Namen an die Tête gestellt zu sehen. Und dann nach seiner Mutter, der alten Frau von Pritzkow: „Elisabeth“.

Als das zweite Mädchen einpaßierte, schlief Anneliese's Großmutter schon in der Erbgruft des Uhlenfelder Dorfkirchleins. Sie hatte ihr zweites Enkelchen noch erlebt, aber das war ein Junge gewesen, und der hieß natürlich Malte, wie Vater und Großvater und Urgroßvater und so fort bis zurück zu den Quitzowzeiten alle Pritzkows auf Uhlenfelde geheißen

hatten. Bloß „Malte“, — ein zweiter Rufname erübrigte sich vollkommen! Das kleine Mädchen, Frau Anna drittes Kind, sollte das etwa um den teuren Mutternamen kommen, nur, weil die Älteste ihn schon weg hatte?

Nein, das ging nicht an! Anna würde sie auf alle Fälle heißen, und dazu den Namen der Großmutter müßerlicherseits: „Marie“!

Anneliese und Annemarie waren elf- und achtjährig, und dazwischen der neunjährige Malte, als der Storch auf der Uhlenfelder Gutscheune wieder einmal so eigenständig verheizungsvoll geklappt hatte. Da hatte man denn angefangen, sich den Kopf zu zerbrechen, welcher Rufname außer natürlich Anna diesmal gewählt werden sollte, falls „es“ ein Mädchen werden würde. Denn es konnten ja noch mehr Pritzkowmädchen im Laufe der Zeit kommen! Nur „Anna“ ging also nicht, der späteren Unterscheidungsmöglichkeit wegen!

Malte Pritzkow der Ältere hatte gleich eine Menge Namen zum Vorschlag gehabt: Annelene, Annelore, Annerose, Annefusse . . . ach Gott, an ein ganzes Dutzend! Mutter war ganz verzweifelt gewesen, es sollte doch kein „affektiertes Affenname“ sein, der ihrem armen Baby noch als Großmutter anhängen würde . . .

Der Hinweis auf ihre kleine Nichie blieb wirkungslos.

„Traurig genug!“ sagte sie dann wohl, die im übrigen zärtlich an ihrem einzigen Bruder und an dessen damals sechsjährigem Mädchen hing. „Ein deutsches Gretchen war es nicht, die es ihm antun müßte, sondern natürlich eine Margot“. Nun sitzt der Ärmste in der Fasanerie und unser liebes Siebenlinden ist in den Händen dieses reichen Brauereimenschen . . . Ich kann gar nicht daran denken! Und das arme Wurm heißt mit dem richtigen Namen wie eine katholische Heilige und mit der Roseform affurat wie eine Waldblume. Ach ja!“ Und dann seufzte sie. —

So hatte man sich trotz vieler Monate Überlegungsfrist auf keinen zweiten Namen einigen können und zuletzt stillschweigend angenommen, „es“ würde der zweite Junge zu den beiden Mädchen werden.

„Es“ war aber dann kein Sohn, sondern eine Tochter geworden . . . Und statt einer fröhlichen Taufe zu feiern mit Mutter im Ehrenstuhl an dem langen Tisch im Gartensaal, der nur zu großen Festen aufgeschlossen wurde, nahm der junge Pastor, der noch nicht lange im Amt war, ein elendes, kleines Würmchen, dessen Lebensflämmlein jeden Augenblick zu erlöschern drohte, in der noch mit schwarzen Tüchern ausgeschlagenen Diele des Gutshauses in die Gemeinschaft der Christenheit auf, und Mutter war nicht mehr dabei. Mutter schlief, wie sie es sich gewünscht, draußen im Garten, dessen schönste Blumen man ihr mit in den Sarg gelegt hatte.

Herr von Pritzkow hatte eigentlich nicht gewollt, daß die Jüngste den geliebten Namen erhalten solle, „am liebsten gar keinen!“ Und dann hatte er so qualvoll gestöhnt, daß die Kinder blaß wurden und scheu wie drei entsetzte Vögelchen verstummt. Aber nicht umsonst hatten sie Pritzkowblut in den Adern, das schon im Mittelalter in ritterlichem Eintreten für Witwen und Waisen und deren bedrohtes Recht gefochten hatte! Der Name war des kleinen Schwesterchen Recht, und er wurde ihm, dank Anneliese und Annemarie. Malte hatte sich in dieser Angelegenheit weniger lebhaft an der Belagerung des väterlichen Willens beteiligt.

Wie ein Talisman hatte der Muttername das mutterlose Würmchen beschützt, — die kleine Anna, die nur Anna hieß, denn von künftigen Pritzkowmädchen brauchte sie sich nun doch nicht mehr zu unterscheiden, die ruhten alle ungeboren bei Mutter im Garten bei all den blühenden Sommerblumen, — die kleine Anna war nicht gestorben. Und jetzt, an dem Wintertage, an dem ihre Base Annemone im Wildpark vor dem neben seinem Lumpel im Schnee knienden Pitt stand, war sie schon ganze zwei Jahre alt wie die kleine, dem Lyngen-Pritzkowschen Kreis bis dato freilich völlig unbekannte Käthe Thümen, in welchem Alter die Kinder bekanntlich aus dem Allergrößten herausfinden.

„Wenigstens versucht“ hatte die achtjährige Anna Monika Lyngen, dem im Walde gefundenen Jungen und seinem Lumpel zu helfen.

Anstatt zu dem übrigens in nächster Nähe von dem „Brombeerhügel“ und der Waldwiese mit dem Futterpilz gelegenen Bayerischen Häuschen, — Kronprinzessin Elisabeth in Erinnerung an ihre Mädchenheimat von ihrem Gatten geschenkt, — hatte Annemone ihre beiden Schüblinge die Stunde

Wegs nach dem zwischen Alt-Geltow und Werder gelegenen Uhlenfelde geleitet.

Dort würde, so meinte sie, Lumpel sicherlich sein Plätzchen finden, was in bezug auf die Fasanerie nämlich nicht so recht mit Sicherheit angenommen werden konnte. Denn Vater — „Männer sind ja oft so komisch!“ — hielt auf seine Meute.

Er war übrigens mit Kronprinzens im Bayerischen Häuschen, und man wird sich sehr beeilen müssen, damit er einen nicht vermisst! . . .

Zum Glück für Lumpels weiteres Geschick war der neunjährige Malte noch kein „Mann“ und beanstandete somit nichts an dem unter so merkwürdigen Umständen zur Einverleibung in seine Menagerie eintreffenden Graupelz. Den Namen fand er sogar so fein, daß von einer Umtaufung, — was viel heißen wollte, — Abstand genommen wurde.

Als einstweilige Gegengabe für Lumpel mußte Pitt sich die „Grimmschen Haus- und Kindermärchen“ leihweise mit nach Hause nehmen.  
(Fortsetzung folgt.)

## Stralsund. Von Emil Kleemann.

Dänemark, England, Frankreich und die Niederlande sahen in den Siegern des Pfälzischen Krieges eine große Gefahr für ihr Prestige und strebten danach, diese europäische

Bereinigung dem weiteren Verlaufe des Kampfes nutzbar zu machen. Deshalb gerieten die Kaiserlichen in arge Bedrängnis, hätten sie sich doch angesichts einer solchen Macht ihren Gegnern fast bedingungslos unterwerfen müssen. — Da brachte in höchster Not zweierlei die Rettung: Frankreich und England mußten sich infolge schwerer innerer Wirren

von nachhaltigen Aktionen fernhalten, hingegen trat auf kaiserlicher Seite eine neue Macht hervor: Wallenstein, einer der größten Feldherren aller Zeiten. Er hatte für den völlig mittellosten Kaiser 1625 ein großes Heer ins Feld gestellt und führte es, teilweise im Verein mit Tilly, von Sieg zu Sieg, so daß er bald Herr fast des ganzen niedersächsischen Kreises, Schleswigs, Jütlands und Mecklenburgs wurde. Den Pommernherzog zwang der zum Herzog von Mecklenburg und Admiral des Ozeanischen und Baltischen Meeres ernannte Heerführer, 20 000 kaiserliche Söldner aufzunehmen und zu ernähren, ferner alle pommerschen Häfen und Städte zu öffnen, um mit der Bezwigung sämtlicher Ostseestände eine kaiserliche Meeresherrschaft anbahnen zu können, die gegen Schweden und Dänemark, die Haupfeinde der katholisch-habsburgischen Politik, die beste Operationsbasis bildete und damit die nordischen Völker für den weiteren Verlauf des Krieges nahezu ausschaltete.

Aber noch war Stralsund, der Schlüssel zum Baltischen Meere, nicht in seiner Hand. „Erst muß ich mein Volk in der Stadt haben, erst dann

bin ich sicher!“ — Seit November 1627 verhandelte Wallensteins Unterfeldherr Graf Arnim vergeblich mit der Stadt wegen der Übergabe und setzte sich dann plötzlich in der Nacht zum 4. Februar 1628 in der Nähe der Festung auf der kleinen Insel Dänholm fest, wurde aber durch die Scharen Peter Blomes, des späteren Admirals Gustav Adolfs, bald wieder zur Räumung gezwungen.

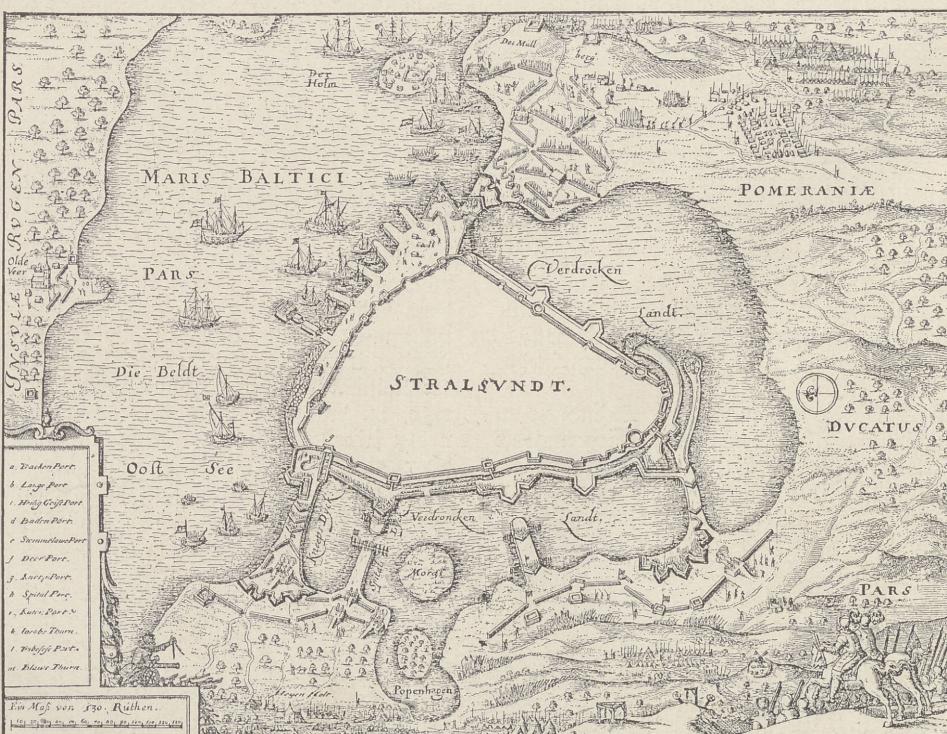
Das war das Signal für die förmliche Belagerung der Stadt, die am 13. Mai einzog und am 24. Juli ein für die Kaiserlichen erfolgloses Ende nahm. Die heldenmütigen Stralsunder unter Führung ihres Bürgermeisters Lambert Steinwich schworen am 12. April: „In dieser vor Augen schwelenden Kriegsgefahr bei der wahren Religion Augsburgischer Konfession zu bleiben, sowie für der Stadt Freiheit und des Landes Wohlfahrt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten.“

Als Wallenstein am 24. Juni bei seinem Heere eintraf, veranlaßte er ein tagelang anhaltendes Bombardement auf das nur mangelhaft besetzte Stralsund, das aber tapfer widerstand. Trotzdem beschlossen die Belagerten zwecks Erlangung erträglicherer Bedingungen einen letzten Versuch bei dem Friedländer zu machen.

Zu die stattgefundenen Beprechung legt die Sage den drohenden Auspruch des Herzogs: „Ich will Stralsund erobern und wäre es mit Ketten an den Himmel geschlossen.“ Nach anderer Mitteilung sollen die Verhandlungen folgenden lakonischen Verlauf genommen haben: Auf Wallensteins Geldforderungen hin antworteten die Abgesandten: „Dat hebbe wi nich“, auf die Zumutung, eine kaiserliche Besetzung aufzunehmen: „Dat do wi nich“, und auf die



Ansicht von Stralsund vom Frankentor aus.  
Nach einem Gemälde im Besitz der Stadt Stralsund.



Stralsund. Aus dem „Theatrum europaeum“.

dann folgenden Schimpfworte: „Dat sin wi nicht.“

Zu einer Verständigung kam es nicht. Die Belagerer konnten jedoch trotz äußerster Kraftanstrengung keine Erfolge über die durch schwedische Hilfsvölker unter Graf Brahe verstärkten Stralsunder erringen.

Am 15. Juli verließ Wallenstein das Heer und schrieb dann von Güstrow aus an Arnim: „Bitte, der Herr disponiere auf solche Weise mit ihnen, auf daß wir mit Ehren bestehen und bald abziehen können.“ In aller Stille räumte der Unterkriegsherr den Platz, und am 24. Juli zog er die letzten Truppen und Geschütze zurück.

Freilich wurde die Freude über den Sieg durch ein schweres Schicksal getrübt. Etwa 500 Frauen und Jungfrauen hatten während des Höhepunktes der Belagerung Zuflucht in



Truppenlandung. Nach Callot: „Les misères et les malheurs de la guerre“.

mit Dänemark, der am 12. Mai 1629 in Lübeck abgeschlossen wurde, wobei Christian IV. Holstein, Schleswig und Jütland zurück erhielt.

Dem weiteren Verlauf der protestantischen Sache warfen die Einflüsse Schwedens ihre Schatten voraus, und wenn auch das Eingreifen Gustav Adolfs nicht allein evangelischen Motiven entsprungen sein mag, so war sein Erscheinen auf dem deutschen Kriegsschauplatz dennoch später ausschlaggebend für die Erfolge der Protestant im Westfälischen Frieden.

Der Misserfolg des Friedländers bedeutete für Norddeutschland einen Wendepunkt seines Geschickes; schon trug sich der von fanatischen Beratern geleitete Kaiser mit dem Gedanken der Entlassung Wallensteins, die dieser 1630 ohne Widerstand



Graf Nils Brahe, der Führer der schwedischen Hilfstruppen 1628.

Schweden gesucht, und als nach Aufhebung der Feindseligkeiten 300 von ihnen nach Stralsund zurückkehrten, ging das Schiff unter, so daß alle Insassen umkamen.

Der Ausgang der Belagerung von Stralsund beeinflußte die zukünftige Kriegsführung außerordentlich zugunsten der Protestanten. Zunächst drängte Wallenstein zum Frieden.

hinnahm, wohl damals bereits in der innerlich gehegten Absicht, zu gebener Zeit mit den nordischen Völkern gemeinsame Sache zu machen, um das vor Stralsund verlorengangene Prestige nun mehr für seine alleinigen eigenen Pläne wieder herstellen und auszu nutzen zu können.

Die Folgen solcher Handlungsweise mußten natürlich



Hans Georg von Arnim. Nach dem Gemälde im Schlosse zu Boitzenburg.



Fliegeraufnahme der Altstadt von Stralsund.

früher oder später zur gewaltsamen Beseitigung des bedeutendsten kaiserlichen Feldherrn führen, der allein in der Lage gewesen wäre, nach vorauszusehender abermaliger Änderung seiner Gesinnung die Sache der Protestanten bis ins Mark hinein zu erschüttern und nach menschlichem Ermessens für alle Zeiten zu vernichten. Stralsund ist der Stützpunkt, auf dem sich das Kriegsglück zu ungünsten der Kaiserlichen und damit zum Heile der weiteren Entwicklung des nationalen Lebens wandte.

Noch oft war die Stadt der Schauplatz heiterer Kämpfe; im Oktober 1678 mußte sie sich nach heftigem Bombardement dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ergeben. Im Nordischen Kriege nahmen sie 1715 die Verbündeten abermals, und beim Einfall der Franzosen in Schwedisch-Pommern im August 1807 belagerte Marschall Brune die heizumstrittene Festung und zwang sie zur Übergabe.

Am 31. Mai 1809 aber erstürmten Napoleons Schergen die von Schills Freischaren besetzte Stadt; in der Fährstraße floß Schills Heldenblut, gleichsam als Aufstieg zu den rauchenden Flammenzeichen des erneut hell aus dem Norden hereinbrechenden Lichtes der deutschen Freiheit.

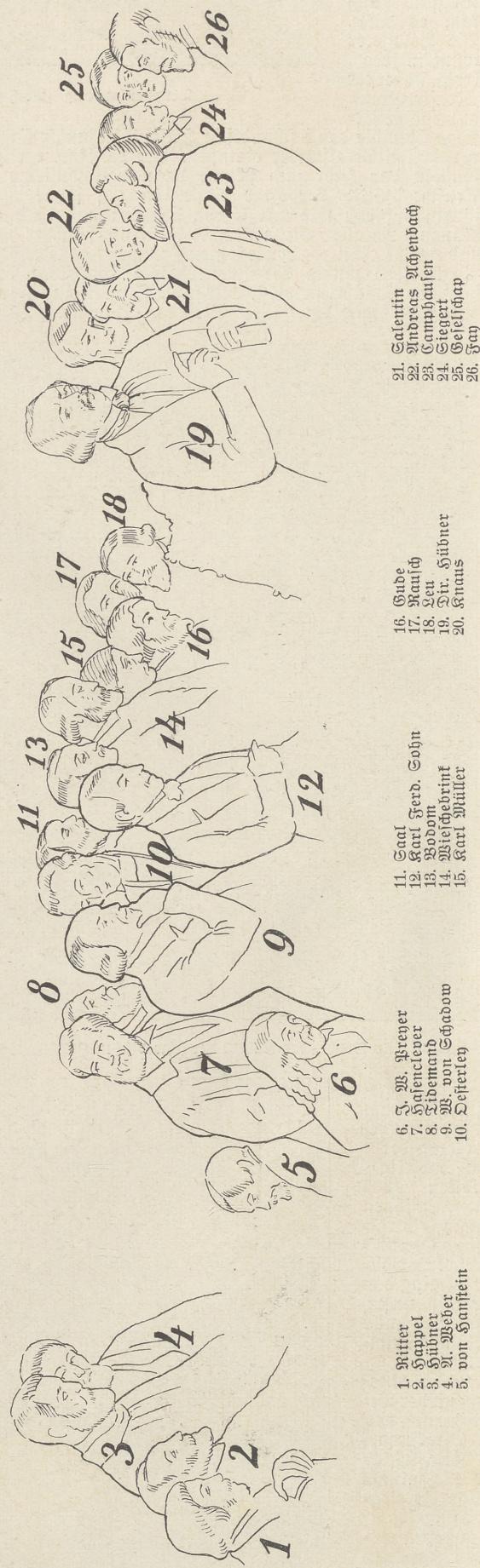
## Die Bilderschau im Galeriesaal, Düsseldorf 1846.

Ein Gemälde von K. F. Boßer.

„Deutsche Kunst im Auslande“ — ein heute oft durchgesprochenes Thema! Während der Kunsthändel sich ehrlich, aber mit geringem Erfolg bemüht, in Paris, London und selbst in New York neuerer deutscher Kunst Geltung zu verschaffen, haben wir vergessen, daß es im 19. Jahrhundert einen Zeitabschnitt gab, in dem eine große Anzahl von Hauptwerken der ehemals so blühenden „Düsseldorfer Schule“ gerade nach den Vereinigten Staaten ausgeführt wurde. Lessing, Leuze, Knaus, Tidemand, die beiden Achenbach usw. waren besonders in den Jahren 1840 bis 1860 die beliebtesten Künstlernamen in Amerika und noch heute werden die Werke dieser rheinischen Maler im dortigen Privatbesitz angetroffen. Vor kurzem ist aus New York ein inhaltlich ungemein reizvolles Gemälde nach dem Rheinlande (Dom-Galerie, E. A. Schmidt, Köln) zurückgekehrt, das sofort nach seiner Entstehung im Jahre 1846 von dem damaligen amerikanischen Konsul in Düsseldorf, Herrn Böker, angekauft wurde: die hier abgebildete „Bilderschau“, d. h. die Vorbereitung einer Düsseldorfer Kunstausstellung in der Blütezeit der Düsseldorfer Romantik. Eine Künstlerjury ist versammelt, um gemeinsam die Werke auszuwählen, die in einer der in ganz Deutschland beachteten akademischen Kunstausstellungen dem Publikum vorgeführt werden sollen. Schauplatz ist der Galeriesaal der längst durch Feuersbrunst zerstörten Düsseldorfer staatlichen Kunstabademie, die sich dort erhob, wo heute Teile des Rathauses sich befinden; eine äußere Ansicht des Bauwerks malte der erst sechzehnjährige Andreas Achenbach (heute im neuen städtischen Kunstmuseum zu Düsseldorf). Im Hintergrunde des Saals werden im Dämmerlicht die Werke der alten Meister bemerkt, die noch jetzt im Neubau der Kunstabademie teilweise zugänglich sind; vorne aber werden auf Scherwänden die bereits jurierten Ölbilder angebracht, von denen „Hagar und Ismael“ von Christian Köhler im Besitz des eben erwähnten Museums ist; rechts davon eine Variante der von J. P. Hasenclever öfters gemalten „Weinprobe“. Hasenclever selbst ist eine der charakteristischsten Figuren des Vordergrundes, nahezu die einzige Künstlererscheinung, aus deren Antlitzen anstatt des gesammelten Ernstes der übrigen kritischen Kunstrichter jene Frohnatur spricht, die wir in den Sittenbildern des Reichsbegabten so oft wiederfinden. In der benachbarten zwergenhaften Gestalt des langhaarigen Männleins im Samtflausch erkennen wir Johann Wilhelm Preyer, dessen Landschaften und Stillleben heute wieder mit Recht beachtet werden (s. die Abbildungen in dem Buche des Verfassers „100 Jahre rheinischer Malerei“, Bonn 1924). Andere auffallende Erscheinungen sind der Akademiedirektor W. v. Schadow, die Maler K. F. Sohn, A. Aschenbach, J. Hübner, K. Müller u. a.

Wer ist der Maler des so geschickt gruppierten, farbenreichen und fast ängstlich gewissenhaften durchgeföhrten Bildes? Auch er ein fast Vergessener, auch er ein Opfer jener Kunstrichtung, die über fast alles in Düsseldorf in jener Zeit entstandene unterschiedslos den Stab gebrochen hat. Karl Friedrich Boßer ist wie der andere Karl Friedrich Düsseldorfs, der Landschafter und Historienmaler Lessing, aus Schlesien eingewandert, wo er am 13. November 1809 zu Halbau bei Sagan geboren wurde. Die „Bilderschau“ ist das Gegenstück zu einem noch figurenreicherem Bilde, dem „Vogelschießen“ der Düsseldorfer Künstler am Grafenberge. Auch dieses Bild war beim Konsul Böker. Bildnisstudien zu beiden so aufschlußreichen Bildern werden im Historischen Museum zu Düsseldorf aufbewahrt. Boßer ist im Alter von 72 Jahren am 28. Januar 1881 in seiner zweiten Heimat Düsseldorf gestorben. Keine Führernatur wie Lessing, aber einer von jenen Unaufdringlichen, die ehrlich mit ihrem Pfunde gewuchert haben.

Dr. Walter Cohen, Düsseldorf.



21. Galentin  
22. Unteres Hohenbath  
23. Gammbauten  
24. Siegert  
25. Giechhop  
26. Frau

16. Gude  
17. Karl Ferdinand Sohn  
18. Leu  
19. Dr. Hübner  
20. Gratus

11. Gaal  
12. Karl Ferdinand Sohn  
13. Bodom  
14. Wegebührent  
15. Karl Müller

6. J. W. Preyer  
7. Hattenberger  
8. Tidemand  
9. W. von Schadow  
10. Döderlein

1. Ritter  
2. Hoppel  
3. Hübner  
4. Weber  
5. von Sammet



Die Bilderchau im Galeriaale vor Gröfung der Düsseldorfer Kunstaistung 1846. Gemälde von Karl Friedrich Boeser

aus der Ausstellung der Dom-Galerie, Köln a. Rh.



## Billy Noa fällt die Treppe hinauf. Von Kurt Müno.

Billy Noa oder Big Billy, wie sein Spitzname unter seinen Kameraden lautete, Makler in allen Handelsgelegenheiten, ging durch die Hauptstraße seines Heimatstädtchens — Micheltown, Georgia, U.S.A. — und hatte durchaus keine Eile.

Nein, er ging würdevoll im Bewußtsein des Mannes, der seine Schuldigkeit getan hatte. Big Billy hatte alle Ursache, zufrieden auszusehen, denn er kam soeben vom Abschluß eines vortrefflichen Geschäfts, und seine Briestasche hatte einen guten Tag.

Wer ihn nicht kannte, der hätte ihn für einen Gentleman gehalten, für den Direktor einer Aktiengesellschaft oder der gleichen, so tipptopp sah Billy Noa aus, — aber leider wußte jedermann in Micheltown, daß er ein Nigger war, ein verdammter Nigger sozusagen, wenn auch seine Haut fast weiß war, ein wenig angebräunt noch, als Erbteil seiner Mutter, einer Kreolin aus New-Orleans. Man hätte ihn vielleicht für einen Italiener oder Spanier halten können, nachdem es ihm mit Hilfe vieler Kunstmittel gelungen war, die widerspenstige Kräuselung des schwarzen Haars auf ein erträgliches Mindestmaß zu beschränken. Nein, die Nase, die er im Gesicht trug, hatte eine fast schlanke Linie, und er war nicht wenig stolz darauf. Und die Lippen, — nun, es gab Weiße, die es ihm nicht darin gleichtraten konnten.

Kurz und gut, Billy Noa wäre ein vollendet Kavalier gewesen, wenn nicht ein jedes Kind in Micheltown um seine schwarze Abstammung gewußt hätte.

Wie nun Big Billy, mit sich und aller Welt zufrieden, um die Straßenecke bog, rannte ihn ein eiliger Herr, der scheinbar viel weniger Zeit hatte als Billy, heftig an, daß beide nur mit Mühe das Gleichgewicht behielten und ihre Hüte im Bogen in den Straßenstaub flogen. Der Fremde, der offenkundig der schuldige Teil an diesem Zusammenstoß war, erging sich, während er den Hut aufhob, in tausend Entschuldigungen, bis ihm ein Vorübergehender zurief, er solle doch nicht so viele Worte machen, Billy Noa sei ein verdammter Nigger, der sich besser in acht zu nehmen habe. Im Augenblick änderte sich die Situation, der eilige Herr wurde grob und schwang seinen Stock drohend gegen Billy. Dieser entriß, um sich zu wehren, kurzerhand die Waffe dem Fremden und zerbrach sie, es hatten sich aber bereits Menschen angesammelt, die eifrig gegen ihn — den Nigger — Partei nahmen und einem Lynchgericht nicht abgeneigt schienen, so daß Billy nichts übrigblieb, als den besseren Teil der Tapferkeit in einem Reißhaus zu suchen.

„Verdamm“! sagte er, als er in einer stillen Seitenstraße seinen verbeulten Hut reparierte, und spuckte dabei seine Wut in großem Bogen aus, „in diesem verruchten Lande kann ein rechtschaffener Mensch nichts werden.“

Dieser Zwischenfall, in den unduldsamen Städtchen des Südens nichts Ungewöhnliches, war für Big Billy der letzte Anstoß zu dem Plane, dieses Land, wo ein untilgbarer Hass zwischen Schwarz und Weiß das ganze Leben beherrschte und ein Neger in der Öffentlichkeit sich kaum als Mensch fühlen konnte, zu verlassen und sich irgendwo im Norden, wo die Menschen besser und duldsamer sein sollten, eine neue Existenz zu gründen. Nichts hielt ihn in diesen nüchternen Backsteinstraßen, wo er seine Abstammung wie einen Makel empfunden mußte, zurück.

Billy Noa war ein Mensch, der dieses Leben zu genießen fest entschlossen war. Und da er es sich leisten konnte, ging er, ehe er sich ein neues Betätigungsfeld für seine kaufmännischen Vorzüge suchte, auf einige Wochen nach Westport, einem kleinen entzückenden Badeort am Ausgang des Long Island Sunds mit einem weißen Badestrand und netten, grün angestrichenen Häuschen. Und da Big Billy nun einmal den Drang nach Höherem in sich spürte, nannte er sich nicht mehr Billy Noa, wie dies gesetzmäßig und richtig gewesen wäre, sondern Bill Noareni, was immerhin italienisch und nach mehr klang.

O, Billy wußte sich zu benehmen! Er war vollendet Kavalier, niemand konnte das Amerikanische mit mehr Ausdruck sprechen als er. Niemand konnte so feurige Blicke werfen und mit eleganter Verbeugung die Hand küssen wie er. Er wurde mit Freuden in die gute Gesellschaft aufgenommen, die sich in Westport versammelt hatte. Seine Person war von einem geheimnisvollen Schimmer umgeben. Niemand wußte Genaues über ihn. Aber man vermutete einen italienischen

Grafen in ihm, mindestens war unter seinen Vorfahren ein Marchese gewesen.

Billy begegnete allen Ansprüchen mit einem geheimnisvollen Lächeln, ließ durchblicken, daß er über ein gutes Vermögen verfüge, und nahm die stille Hochachtung, mit der man ihm begegnete, als etwas Selbstverständliches entgegen. Mütter mit heiratsfähigen Töchtern begannen, ihn für ihre Verheiratungs-Kombinationen in Betracht zu ziehen.

Es wurde eine ganz große Zeit für den guten Billy, genannt Bill.

Bis dann plötzlich das Unglück passierte, das sein Glück wurde.

Als er eines Nachmittags die Strandpromenade hinabschlenderte, Mrs. Morel aus Newyork an seiner Seite, die eine glänzende Partie gewesen wäre — ihr Vater, John Morel, Felle en gros, segelte auf die fünfte Million versteuerter Dollars zu — begegnete ihm, mit schweren Koffern beladen, sein früherer Freund Belsazar Blackmoore, der schwärzeste Nigger aus Micheltown. Weiß der Himmel, wie der nach Westport geraten war, als Diener oder Geplätztrager oder sonst eine dienstbare Persönlichkeit. Wie dieser seinen Freund Billy sah, den man von einem Gentleman kaum noch unterscheiden konnte, blieb ihm vor Staunen der Mund weit offen stehen.

„Hallo, Billy!“ schrie er, und es folgte eine lange Begegnung im Niggerjargon, denn ein Wiedersehen in der Fremde erfreut des Menschen Herz.

Es war Billy Noa gerade nicht angenehm zumute. Er sah, wie Cilly Morel, diele herrliche Cilly, der er gar so gern sein Herz vor die Füße gelegt hätte, ihn sehr befremdet von der Seite anblieb, — da nahm er all seinen Mut zusammen, schrie etwas, das sehr nach „verdammter Nigger!“ klang und ließ seinen Freund Belsazar verdutzt stehen.

Aber — wie es in solchen Fällen zu sein pflegt — das Unglück war nicht mehr aufzuhalten. Und an allem war dieser — dam'nd — Belsazar schuld. Jedenfalls war Tatsache, daß die Wahrheit über seine Abstammung bekannt wurde.

Er fühlte deutlich ein Abrücken seiner früheren Bekannten von ihm, bis er offenkundig gemieden wurde. An dem Tage, als der Geschäftsführer des Zentralcafés auf ihn zutrat und ihm sehr höflich aber bestimmt sagte, in diesem Café sei leider kein Platz für Nigger, stieg in ihm die Wut gegen diese Unzulässigkeit der Weißen auf, und er schwor sich, nicht freiwillig zu weichen. Er hatte sich eine kleine Villa am Strand für die Sommermonate erstanden, in diese zog er sich zurück und ließ bei seinen häufigen Spaziergängen auf der Strandpromenade bei seinen früheren Freunden ein Gefühl des Unbehagens zurück.

Eines Morgens hatte man ihm die Fenster seiner Villa eingeworfen, er ließ die Roleaux herab und schrieb an ein paar gute Bekannte in Micheltown, die er herzlich zu sich nach dem entzückenden Westport einlud. Nach Verlauf einer Woche hatte er die Genugtuung, mit einigen schwarzen Gentlemen am Strand zu spazieren, und es war ihm ein Vorgeschnack seiner Rache, als er merkte, daß sich die Weißen bei ihrem Anblick zurückzogen.

Wie es ist, wenn sich in einem Hause Nigger einnisteten: die Nachbarhäuser wurden von den Weißen geräumt und standen kurze Zeit darauf zum Verkauf. Da kein Weißer sich in die Nähe einer schwarzen Nachbarschaft begibt, sanken die Preise von Tag zu Tag, und Billy Noa hätte kein gerissener Junge sein dürfen, wenn er die Grundstücke nicht für ein Spottgeld erworben hätte. Um die Konjunktur auszunutzen, ließ er weitere Bekannte aus Micheltown nachkommen, und so faszte die schwarze Bevölkerung in Westport mehr und mehr Fuß und schlug die Weißen in die Flucht. Nach einem halben Jahre bereits hatte Billy Noa seine gesamten Ersparnisse in Grundstücken von Westport vortrefflich angelegt. Mit den Instinkten eines „money-makers“, eines Geldmachers von Geburt, ausgerüstet, begann er nun in den Kreisen der reichen Neger-Geldleute und Fabrikanten der Großstädte des Ostens eine großzügige Propaganda für „das unvergleichliche und herrliche Seebad von Westport, das Modebad der vornehmsten schwarzen Bevölkerung Amerikas“, und ehe ein weiteres Jahr vergangen war, war Billy Noa, der sich nun seines Namens nicht mehr schämte, ein schwerreicher Mann geworden, ein „boss“, der insgeheim die Unzulässigkeit seines weißen Mitbruders herzlichst segnete.

Fort die grübelnden Gefühle!  
Sommerwind weht weich durchs Land.

Deiner Seele keine Mühe  
Mahlt zu harten, groben Sand. f. s.

### Selbstgearbeitete Kleidung für das Kleinkind.

Macht es nicht viel Freude, die Kleidung für unsere Jüngsten mit geringen Mitteln und einiger Erfindungsgabe selbst herzustellen? Das Leben ist heute so teuer, daß die Kinderkleidung unseres Geldbeutel nicht allzusehr belasten darf. Es bleibt noch genug an anderen Sachen übrig, die wir uns auch beim besten Willen nicht selbst herstellen können. Zwar werden für alle Größen und in allen Farben Kleider und Anzüge in den größten Konfektionshäusern angeboten, oft zu erstaunlich billigen Preisen. Aber das ist doch alles Massenware; Qualität und Verarbeitung lassen zu wünschen übrig, die ganz teuren Stücke vielleicht ausgenommen. Die aber können sich heute nur noch die wenigen leisten.

Die Freude am Selbstgeschaffenen strahlt auch aus den Zeilen einer Mutter, die uns die drei reizenden Kinderkleidchen Abbild. 3 zur Verfügung stellte. Sie schreibt uns: "Die sommerlichen Ausverkäufe sind vorüber und aus meiner alten Biedermeier-Kommode quillt eine Fülle bunter Reste hervor. Meine Farbenfreude hat mich zum Kauf manchen recht kleinen Stücks verleitet und nun heißt es sparsam zuschneiden, wenn noch etwas Brauchbares für meine Kinder daraus entstehen soll.

Da ist zunächst ein orangefarbenes Künstlerleinen, 80 cm breit, 80 cm lang. Wird es daraus noch einen Kittel für meinen Jungen geben? Viel Überlegung hat es gekostet, aber schließlich ist ein Kittel mit hübsch geschwungener Passe,

zogen sind. Diesmal bekommt der Junge einen einfachen Kimonokittel mit kurzen Ärmeln, wozu 100 cm der Länge und 52 cm der Breite verbraucht werden. — 55 cm der vollen Breite ergeben quergeteilt ein Röckchen, das an ein Kimonoleibchen angesetzt wird. Dieses schneide ich aus dem oberen Rest, Schulternaht übergesteckt. Das hochrote Leinen wird bei beiden Kindern an den Ärmeln und vorn am 14 cm langen Schlitze 2 cm breit mit sandfarbenem Zephyr besetzt: ein gerades Stück desselben Stoffes gibt den 4 cm breiten Kragen, der vorn mit einem Perlmutternopfen geschlossen wird. Zum Schluss will ich verraten, daß diese drei Sachen zusammen 1,80 ₢ gekostet haben, und das ist dann neben der Freude an den netten Sommersachen noch ein kleiner Extraspaz für eine Mutter, die gern Schönheit mit Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit vereinigt." (Kleine Schnittübersichten für den oberen Knabenkittel oder Mädchenkleid und Kimonokittel zusammen können durch die Schriftleitung bezogen werden.)

Wer lieber häkelt oder strickt statt schneidet, gerät wegen Kinderkleidung auch nicht in Verlegenheit. Aus der Fülle der Muster sei heute ein praktisches Spielhöschen (Abb. 1) herausgegriffen, das trotz größtmöglichen Wärmeschutzes die Bewegungsfreiheit un-

seres Kleinkindes in keiner Weise beeinträchtigt. Benötigt werden 125 g Tschu-Wolle in weiß und 25 g in rosa oder hellblau, je nachdem, ob es für einen Bub oder ein Mädel bestimmt ist. Dem Schnitt entsprechend beginnt man die Arbeit an der oberen Seite und arbeitet bis zum Ansatze der Öffnungen für die Beinchen in hin- und her-



Abb. 1. Gehäkeltes Spielhöschen aus Tschu-Wolle. Entwurf: Frau J. Noelle, Berlin-Steglitz.

aus der Rundung des Ärmels entstanden, vorn und hinten je zwei Kellerfalten, vor mir. Ein kleiner, weißer Kragen, sechs nicht zu kleine Perlmutternöpfe vorn herunter: das vergnügte Kittelelchen ist fertig! Das zweite Stück, das mir in die Hände fällt, ist 80 cm breit und 155 cm lang. Da soll nun nicht nur ein Kittel für meinen Jungen, sondern auch noch ein Kleid für mein dreijähriges Mädel herauskommen; es ist so hübsch, wenn beide Kinder gleich ange-



Abb. 2. Gehäkelter Knabenkittel für das Alter von 1 bis 2 Jahren. Entwurf: Frau J. Noelle, Berlin-Steglitz.

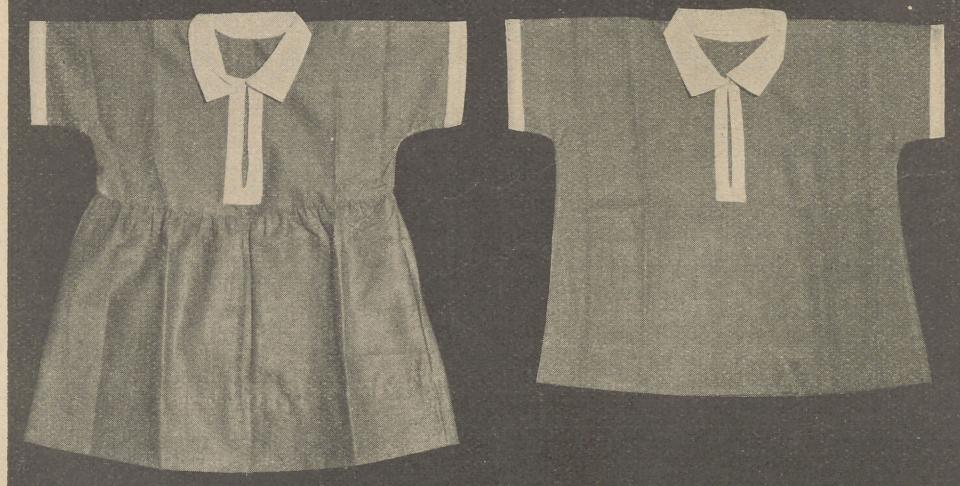


Abb. 3. Drei Kinderkleidchen aus "bunten Resten". Oben: Kittel aus orangefarbenem Künstlerleinen für einen zweijährigen Jungen. Unten links: Mädchenkleid aus hochrotem Indanthrenstoff für das Alter von drei Jahren. Rechts: Kimonokittel für das Brüderchen aus dem gleichen Stoff. Modelle: Fr. von Wedel, Belgard. Sämtliche Aufnahmen: Franz Linckhorst, Berlin.



gehenden Stäbenreihen, dann weiter mit Abnehmen an jeder Seite. Der zweite rückwärtige Teil wird zwei Touren (vor dem Abnehmen gerechnet) länger gehäkelt. Er bekommt unten quer die fünf Knopflöcher. Dem vorderen Teil hingegen arbeitet man einen Untertritt an. — Die Spielhose weist rückwärts in der Mitte oben einen kleinen durch Knöpfe und Schlingen geschlossenen Schlitze zum Hineinschlüpfen auf. Auch dieser Schlitze wäre

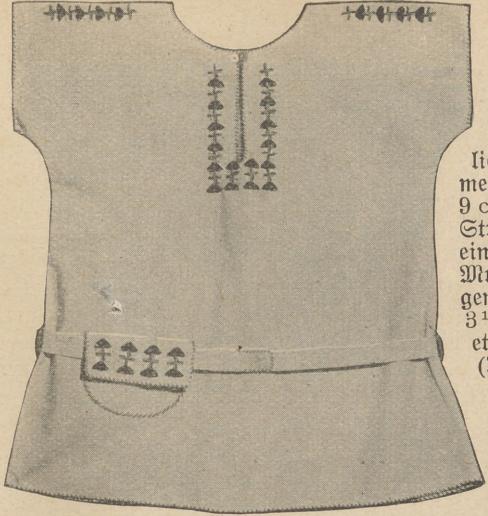


Abb. 4. Knabenkittel aus Rohnessel mit waschender grober Baumwolle bestickt. Entwurf: Frau Alice von Niebelshütz, Berlin.

Zu dem Knabenkittel für das Alter von 1 bis 2 Jahren (Abb. 2) benötigt man 150 g farbige und 50 g weiße Seidenwolle, sowie vier Perlmutt- oder Galalithknöpfe und etwas Gummiband. Der Kittel ist dem Schnitt entsprechend nur in hingehenden Reihen gearbeitet, und zwar wechseln sich eine Reihe Sternstich und eine Reihe feste Maschen dabei ab. Die Anfangs- und Endfäden werden mit eingehäkelt. Den Abschluß bilden feste Maschen: Eine Reihe rechts farbig, eine Reihe links weiß. — Das Höschchen beginnt am oberen Rand mit hin- und hergehenden festen Maschen. Die Arbeit teilt sich in der vorderen Mitte vor Beginn des Beinlingansatzes. Diese 5 cm werden an jedem Beinling für sich auf gleiche Weise gearbeitet. Dann nimmt man während acht Runden etwas ab und behäkelt den Rand jedes Beines genau so wie den Kittel. Beim Zusammennähen fügt man im Schritt einen viereckigen Keil von etwa 5 cm Breite ein. Der obere Rand der Hose wird mit einem Rand: ein Stäbchen, eine Luftmasche behäkelt und ein Gummiband hindurchgezogen. Durch den Kittel leitet man eine weiße Schnur, die in Quasten endet. Zu diesen beiden Entwürfen sind Schnitte (Alter und Größe angeben) durch die Schriftleitung erhältlich.

Als nächstes Modell folgt wieder ein geschneideter Kittel (Abb. 4). Eine gefällige Stickerei, in farbiger, grober Baumwolle (Indanthren) ausgeführt, zierte ihn. Der Kittel selbst besteht aus Rohnessel. Das Stickereimuster ist in Spannstich gearbeitet; die Kreuze in lichtgrün, die Dreiecke mittelblau, die Punkte ockergelb. Kreuze und Dreiecke sind mit rotem, etwas feinerem Garn umrandet. Der Gürtel ist unter dem Überschlag der Tasche hindurchgeführt und mit zwei unsichtbaren Druckknöpfchen zusammengehalten. Halsausschnitt und Ärmelränder, Tasche und der untere Rand des Kittels sind mit überwendlichen Stichen in lichtgrün umhäkelt, was wie ein Schnürchen wirkt. Schnittübersicht und Stickereiübersicht sind durch Frau Alice von Niebelshütz, Berlin W, Luitpoldstraße 13 erhältlich.

Der Kittel (Abb. 5) aus leuchtend blauem, rotem oder grünem Waschamt ist in wenig Stunden fertigzustellen. Es ist ein ganz gerader Schnitt, den man sich leicht — etwa nach einem schon vorhandenen Kittel mit entsprechender Mahtzugabe — selbst herstellen kann. Die Nähre sind einfach umgestickt, dann mit weißer Wolle im Knopflochstich umgestochen und mit festen Maschen aneinandergehäkelt. Ebenso der Halsausschnitt. Die Wolle legt sich wie eine kleine Schnur um den Hals und bildet Abschluß und Zierat zugleich. Als Gürtel dient eine Schnur aus gleicher Wolle.

Für ein Kind von 2 $\frac{1}{2}$  Jahren genügt 1 m Waschamt, der etwa 50 cm breit liegt. Das ältere Brüderchen oder Schwei-

während der Arbeit zu berücksichtigen. Ist alles fertig, so wird die Hose seitlich mit überwendlichen Stichen zusammengehäkelt. Ein etwa 9 cm breiter gehäkelter Streifen mit irgend einem hübschen, leichten Muster wird oben gegenübergestellt. Darauf sind die 3 $\frac{1}{2}$  cm breiten und etwa 21 cm langen (dies wird sich nach der Größe des Kindes richten) Achselstreifen gesetzt, und zwar des leichteren Ausziehens halber mit Knopf und Knopfloch. Zum Schluß werden die Beinöffnungen farbig umhäkelt.

Und zum Schluß wieder eine Häkelarbeit, diesmal in Gestalt eines reizenden, ärmellosen Sweaters mit passendem Hütchen. Der Anzug war aus weißer und erdbeerbefarbener Zephirwolle gearbeitet, das Höschchen aus farblich

passendem Waschstoff (Indanthren). Den Sweater beginnt man mit erdbeerbefarbener Wolle auf einer Reihe von 146 Mfm., die man zur Rundung schließt. Man häkelt rundum feste Maschen nach dem durch die „Neue Werkstatt“, Dresden, Zeughausplatz 3, erhältlichen Typenmuster, und zwar derart, daß von dem Augenblick an, wo beide Farben verwendet werden, der Faden der anderen Farbe immer mitgeführt wird. Mit der letzten Reihe des Typenmusters hört man auf, rundum zu häkeln, läßt auf jeder Seite 4 M. frei und arbeitet für das Borderteil 10 Reihen weiß immer nur hingehend und den Faden am Ende der Reihe abschneidend. Bei der 11. Reihe beginnt man die Schulter in einer Breite von 22 Maschen. Man häkelt genau wie vorher nur hingehend 2 R. weiß, 1 R. erdbeerbefarbene, 2 R. weiß, 3 R. erdbeerbefarbene, 3 R. weiß, 3 R. erdbeerbefarbene. Auf der letzten 22. Masche des Borderteils wird dann die andere Schulter gearbeitet, so daß für den Ausschnitt 25 Maschen frei bleiben. Der Rücken wird wie das Borderteil gearbeitet, nur daß man statt der 10 weißen Reihen 12 Reihen häkelt. Dann näht man mit roter Wolle die ersten 6 Maschen jeder Schulternäht am Armloch aneinander, versteckt die hängenden Fäden und arbeitet in die Rundung ein kleines Ärmelchen von zwei weißen und drei roten Reihen. Den Ausschnitt und das offene Stück Achselnaht versteckt man



Abb. 5. Knabenkittel aus königsblauem Waschamt auf weißumstochenen Nähten. Entwurf: Frau Hedwig von Treskow, Ganzlow.



Abb. 6. Knabensweater mit Hütchen aus Zephirwolle gehäkelt. Mit einem Faltenröckchen statt des Höschens, auch für kleine Mädchen geeignet. Entwurf: Sophie Rade, Neue Werkstatt für textiles Kunstgewerbe, Dresden. Aufnahme: Claire Sonderhoff, Berlin.

mit einer Reihe fester Maschen in Erdbeerfarbe und näht dann für den Verschluß an die vordere Schulternäht je drei kleine, weiße Perlmuttknöpfe. Die rückwärtige Achselnaht versteckt man mit den dazu passenden Ösen in erdbeerbefarbener Wolle. Von dem Hütchen ist eines der sechs Teile im Typenmuster angegeben. Man beginnt oben in der Mitte mit einem kleinen Luftmaschenring und häkelt das Typenmuster unter entsprechendem Zunehmen ab, indem man, ohne abzusehen, von einer Reihe in die nächstfolgende übergeht, bis man am unteren Rand angelangt ist. Für den roten Rand, der vorn breiter ist als hinten, häkelt man erst eine Reihe von 70 Maschen, reißt ab, bei der nächsten Reihe gibt man am Anfang und am Ende 15 Maschen zu, bei der 3. Reihe 13 Maschen, und dann werden noch 3 Reihen rundum gehäkelt. Um den Rand zu festigen, arbeitet man eine siebente Reihe fester Maschen über die vorhergehende weg, so daß die Maschen in die gleichen Maschen wie die der sechsten Reihe gestochen werden. Die Kopfweite beträgt bei vorliegendem Hütchen 50 cm. Will man eine andere Kopfweite erzielen, muß man entweder fester oder lockerer häkeln. Zur Vervollständigung des niedlichen Anzuges gehört ein Höschchen mit Leibchen. Sind Sweater und Hut für ein kleines Mädchen bestimmt, so kann man ebenso gut ein Faltenröckchen an das Leibchen arbeiten.

## Für die Küche.

Mit wenig Zucker ein haltbares Zwetschgenkompott. Wer keinen Einlochapparat besitzt, kann sich trotzdem nach folgender Anweisung ein mehrere Wochen lang haltbares Zwetschgenkompott herstellen. 500 g Zucker werden mit  $\frac{1}{4}$  l Wasser aufgekocht. Sechs Pfund Zwetschen werden entsteinet. Davor werden ungefähr zwei bis drei Hände voll in die kochende Zuckerslösung eingelegt. Sobald die Früchte einige Minuten aufgekocht sind, werden sie mit dem Schaumlöffel herausgenommen und in einen steinernen Topf gelegt. Sofort werden wieder einige Hände voll Zwetschen in die kochende Flüssigkeit gebracht, die mittlerweile durch den ausgestoßenen Zwetschgenstoff sich vermehrt hat und röthlich geworden ist. So wird weiter versahen, bis alle Zwetschen aufgekocht sind. Zum Schluß wird die noch verbliebene Zuckerslösung auf die Zwetschen gegossen und ein wenig Salzsäure darüber gesprudelt. Dieses mit nur wenig Zucker hergestellte Zwetschgenkompott soll aber nicht lange unangefasst ruhen. Denn die oberste Schicht, die der Luft ausgesetzt ist, geht begreiflicherweise leicht in Gärung über. Deshalb soll die Hausfrau alle drei bis vier Tage eine Portion Kompott herausnehmen. Wenn das regelmäßig geschieht, kommt das Kompott nicht in Gärung und hält sich mehrere Wochen lang. Es schmeckt vorzüglich, als wäre es aus ganz frischen Früchten hergestellt und hat ein schönes, appetitliches Aussehen. Marie Führer.

Obstkuchen. Zutaten: 450 g Mehl,  $\frac{1}{2}$  Pfd. Butter,  $\frac{1}{4}$  Pfd. Zucker, die abgeriebene Schale einer Zitrone und ein ganzes Et. Letzteres wird nachdem eine Vertiefung im Mehl gemacht, hineingetan und die Butter in kleine Stückchen rings herumgelegt, alles übrige hinzugefügt und zu einem festen Kloß geknetet, bis  $\frac{1}{4}$  Finger dic (starken Strohhalm dic) ausgeknetzt, auf ein mit etwas Mehl bestreutes Blech gelegt und der Rand gemacht. Um ihm einen guten Halt beim Backen zu geben, legt man einen Papierstreifen, höher als der Rand des Kuchens, um. Fängt der Kuchen an, bräunlich zu werden, so nimmt man den Streifen ab und backt den Kuchen fertig. Um das Anbrennen des Kuchens zu verhindern,

lege man ein Papier zwischen den Kuchen und das Blech. Pflaumen werden gewaschen, ausgeknetzt, gefüllt und auf den Teig gelegt. Kommt der Kuchen aus dem Ofen, so wird er gleich stark mit Zucker bestreut. Wenn die Pflaumen weich sind, ist auch der Kuchen gar.

Vorzusehen ist folgendes Verfahren: Die Kuchenplatte wird fertig gebadet, die Belag-Früchte werden gesondert fertig geschmort und erst nach dem Erkalten auf die Platte gelegt. Fr. Luther.

Einkochen von Holundersaft. Wer Holunderbeeren nach den üblichen Vorschriften: 1 l Saft auf 250 bis 500 g Zucker eingekocht, wird bemerken können, daß der Saft nach einiger Zeit eine braunliche Farbe annimmt, die ihm zur Verwendung von Limonaden, Tunken, Punch usw. ungeeignet macht und daß der Zucker leicht kristallisiert, so daß der Saft nur schwer aus der Flasche fließt und bei Gebrauch immer erst erhitzt und verdünnt werden muß. Man sollte deshalb den Holunderse, lieber ganz ohne Zucker sterilisieren, und diesen erst bei Gebrauch zusehen. Das Vorurteil geringerer Haltbarkeit ist nicht begründet, wenn tadellos saubere, geschwefelte Flaschen und luftdichte Verpackungen angewendet werden. Die Farbe ist bedeutend schöner, der Geschmack würziger. Es empfiehlt sich, bei Gebrauch etwas Bitronensaft und -schale nebst dem erforderlichen Zucker zuzusetzen. M. K.

Gemischte Kalteschale. Man verwendet dazu  $\frac{1}{2}$  Pfd. ausgesteinte Sauerkirschen,  $\frac{1}{2}$  Pfd. Himbeeren,  $\frac{1}{2}$  Pfd. Johannisbeeren, sechs reife geschälte Pfirsiche und ebensoviel Aprikosen oder frühe Pflaumen, legt die Früchte in eine Terrine, überläßt sie mit reichlich Zucker und stellt sie zugedeckt 1 bis 2 Stunden fort. Dann gießt man  $\frac{1}{2}$  Flasche Wein und  $\frac{1}{2}$  Flasche Wasser hinein, röhrt die Früchte um und läßt sie am kühlen Orte oder auf Eis mehrere Stunden ziehen. Nach Belieben läßt man die Früchte darin oder man sieht den Saft ab, den man noch nachfüllt und über gebrochenem Zwieback anrichtet, oder man reicht kleine Blusluts dazu. Martha Böttcher v. Hülsen.

## Bum Nachdenken

### 1. Kreuzworträtsel.

